m. sp. 209q

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36615932290014

<36615932290014

Bayer. Staatsbibliothek

R

R

gez. von H. F. v. Breitenbauch gest. von P. W. Schwarz Nbg.

Ihn, in dessen Blicken voll zärtlicher Liebe ich Trost fand, riß ein feindliches Schikſal aus meiner Umarmung.

Venanzius Fortunatus.

Thüringische

Volksgeschichte

in

zwey Theilen.

Von

J. G. Heynig.

Mit einem Titelkupfer.

Nürnberg und Sulzbach,
im Verlage der J. E. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sr. Majestät

Friedrich Wilhelm dem Dritten

König in Preussen.

Indem Ew. Königlichen Majestät der Unterzeichnete diese Schrift zueignet, folgt er der Väter Weise, die, nach einer guten Gewohnheit, Geschichtsbücher denjenigen Fürsten, welche das Land, wovon sie handelten, entweder ganz, oder grossentheils besassen, zu dediciren pflegten. Da nun Ew. Königliche Majestät der glanzvollen preussischen Krone die Hauptstadt Thüringens, Erfurt, nebst andern vorzuglichen Gebieten dieses schönen Landes

beygefügt haben: so widmet der Verfasser seinen Versuch einer Thüringischen Geschichte

Ew. Königlichen Majestät

Halle im März 1804.

in vollkommenster Ehrfurcht
und Unterthänigkeit
Johann Gottlob Heynig,
Philos. Doct.,
privatisirender Gelehrter in Halle.

Vorrede.

Bis zum Auftritt des Stifters der fränkischen Universalmonarchie, Karls des Grossen, gehörte Thüringen zu den Hauptländern in Teutschland, und seine Bewohner waren ein grosses Volk, das an die Sachsen, Allemannen und Baiern stieß, und mit den mächtigen Franken, wie in der Folge die Sachsen, um die Oberherrschaft Teutschlands blutige Kriege führte. Die Grenzen des alten Thüringen lassen sich zwar nicht mit Genauigkeit bestimmen, weil bey dem wilden Zustand, worinn Teutschland zur Zeit der Merovinger und selbst noch der Karolinger sich befand, oft grössere Strecken wüst und leer waren, als izt ganze Fürstenthümer betragen; allein im Allgemeinen ist doch so viel gewiß, daß das alte Thüringen von der Saale und der Elbe bis zum Mayn und zur Donau sich erstreckte, folglich einen sehr beträchtlichen Theil von Teutschland umfaßte.

Im Mittelalter gieng es mit Thüringen, wie in der neuern Zeit mit Teutschland, und es wurde ein Stück nach dem andern, selbst das Land jenseits der Werre, oder der allergrößte Theil des heutigen Niederhessen, von Thüringen abgerissen, so daß es zulezt innerhalb des Harzes, des Thüringer Waldes und der Saale sich beschränkte.

Jezt und schon lange sind daher unter Thüringen folgende Länder begriffen: Die Fürstenthümer Gotha, Weimar und Eisenach, das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen, das Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, der chursächsisch-thüringische Kreis, die Grafschaften Mannsfeld, Stollberg, Wernigerode und Hohenstein, das Erfurtsche, das Eichsfeld, die Stadt Mühlhausen, ein Theil des Fürstenthums Querfurt, und noch einige kleine Distrikte, die an der Bode, am Harz und am Thüringer Waldgebirg herum liegen, meist aber zu benachbarten Gebieten gehören. Dieses vielherrische Thüringen, woran Könige, Churfürsten,

Herzoge und Fürsten Theil haben, dieses vortreffliche Land, das durch die wackern Herzoge von Sachsen zu einem Hauptsitz der Musen erhoben worden ist, dieses ausgezeichnete Land, dessen uralte Hauptstadt, Erfurt, den preussischen Staat, den aufgeklärtesten im ganzen Norden und Osten der Welt verherrlichen hilft, ist demnach der Schauplatz, auf welchem die folgenden lehrreichen Begebenheiten sich ereignet haben, zu deren Darstellung der Verfasser sich nicht besser den Weg bahnen zu können glaubt, als wenn er einiges über die physische Beschaffenheit Thüringens und über den Ursprung seiner Bewohner vorausschickt. Thüringen und Meissen, überhaupt die sächsischen Länder im Süden der Oberelbe, sind unstreitig die schönsten, die besten und fruchtbarsten Länder in ganz Nordteutschland. Dieß liegt in der physischen Organisation derselben, vorzüglich an den Gebirgsreihen, von welchen sie im Südosten und Nordwesten umgeben werden. Das hohe Voigtland mit dem Fichtelberg macht die Mitte dieser sächsischen Grenzgebirge aus, es hält gleichsam mit seiner Linken den Thüringer Wald und den Harz, so wie

mit seiner Rechten das Erzgebirg und das grosse lange Gehügel, welches das Erzgebirg mit dem Riesengebirg verbindet. Wer daher auf der Felsenspitze in Schöneck, oder auf dem Schneckenstein bey Friedrichsgrün, oder noch besser auf dem Ochsenkopf bey Bischofsgrün stünde, und diese krummen Gebirgsreihen nebst dem daran liegenden Land, etwa wie eine Flur oder Ebene überschauen könnte, der würde die ganze physische Beschaffenheit von Thüringen und den sächsischen Ländern aufs beste anzugeben wissen, ja, der würde, wenn er anders einige Kenntniß vom physischen Bau der Erde besässe, a priori, d. h. ohne daß er Thüringen und die benachbarten Länder je durchreist wäre, nach Ursachen und Gründen anzugeben im Stande seyn, wie sie beschaffen sind und beschaffen seyn müssen.

Von den Höhen des Voigtlandes und des Erzgebirges, des Thüringer Waldes und des Harzes biegen sich die sächsischen Länder allmählich herab, und erstrecken sich weit und breit bis an die flachen Ufer der Elbe, oder bis zur

grossen Steppe an der Ostsee. Durch diese Länder schlängeln und winden sich viele Flüsse und kleine Gewässer, welche auf den eben genannten Gebirgen ihre Quellen haben, und gleichsam die Seelen der sächsischen Kreise ausmachen. Da fliessen vom Erzgebirg und dem benachbarten hohen Voigtland die beiden Mulden, die Pleisse, die weisse Elster und die Saale; da laufen die Ilen und die Gena aus Gegenden des Thüringer Waldes; da rollt die Unstrut vom Eichsfeld; da rieseln die Salze, die Schlenze, die Wipper, die Eine, die Weika vom waldigten Harz herunter. Fast alle diese Wässer und Flüsse eilen ins Bett der schönen Saale, die sie im sanften Lauf zur Elbe führt, und mit dieser gelangen sie zur Ruhe im unermeßlichen Weltmeer.

Diese Flüsse in Thüringen bilden eine Menge schöner Auen und angenehmer Thäler, und sie und die Gebirge, wo sie herkommen, sind die Ursachen von dem herrlichen Erdreich und von der grossen Fruchtbarkeit des Landes; sie machen Thüringen zu einer Schmalzgrube, zu einem

Getreidemagazin von Sachsen, und zum Theil von Nordteutschland. Ein Land, das fast überall an den Füssen hoher Gebirge liegt, und von so vielen Bächen und Flüssen durchschnitten wird, muß auch fruchtbar und reich an Produkten seyn, obgleich diese Lage hin und wieder Seen und Sümpfe veranlaßt, die jedoch in Thüringen theils beschränkt, theils ganz ausgetilgt worden sind. In den ältern Zeiten gab es aber mehrere Sümpfe und Seen in Thüringen, wie im ganzen Teutschland, und die stehenden Gewässer bey dem davon benamten Weissensee sind erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts größtentheils abgelassen, und in Aecker und Wiesen umgewandelt worden. — Ueberhaupt betrachtet, ist Thüringen ein grosses Thal, das von der Saale auf der einen Seite, und vom Harz, dem Eichsfeld und dem Thüringer Wald auf der andern Seite hervorgebracht wird, und das wieder in viele kleinere Bach- und Flußthäler zerfällt.

Die thalartige, folglich gute Beschaffenheit Thüringens ist die Quelle von dem grossen Pro-

duktenreichthum des Landes. In Thüringen wird alles gebaut, was zum guten Lebensunterhalt gehört, besonders viel Korn und Waitzen, aber auch Fenchel, Kümmel, Anis, Senf; ingleichen Mohn, Koriander, Süßholz, Hopfen und Wein. Doch nimmt der ehedem weit stärkere Weinbau immer mehr ab, zumal seitdem das Getreide einen so hohen Werth erlangt hat; denn nun beschäftigt man sich hauptsächlich mit dem Bau der edlern Getreidearten. Sonst wurden auch Saflor, Scharte und Waid in Thüringen erzeugt, und noch immer erhält sich, wiewohl im Kleinen, der Bau dieser zum Färben bestimmten Pflanzen. Der Waidbau, der vor Jahrhunderten so ausgebreitet und einträglich war, zog doch in den neuern Zeiten selbst die Aufmerksamkeit des grossen Königs in Preussen, Friedrich des Zweyten, auf sich, und er wünschte den Waid auch in seinen Marken angepflanzt zu sehen. Zu dem Ende hielten sich im Jahr 1784 etliche preussische Emissarien den Sommer hindurch in einem gewissen Gothaischen Dorf auf, um den dahiesigen Waidbau zu erlernen, und ihn auf Brandenburg mit

überzutragen. — Da übrigens in den itzigen Zeiten die Oelgewächse, z. B. Raps, Rübsen, Lein, wie Obst, Fenchel und andere Produkte theurer, als jemals geworden sind, und da man sich deßhalb auf den Bau dieser Dinge mehr legt: so hat Thüringen durch den Verfall des Waidbaues wenig oder nichts verloren, und seine Stelle ist reichlich ersezt worden.

Aber eben diese fruchtbare Beschaffenheit von Thüringen hat nicht blos Einfluß auf die Produkte, sondern auch auf den Viehzustand des Landes. Die Thüringische Viehzucht ist von Wichtigkeit, und Schafe, Hornthiere und Pferde sind theils in grosser Anzahl, theils in besonderer Güte vorhanden. Dieser Reichthum an Vieh und Produkten befördert einen nicht unbedeutenden Handel in Thüringen, der dem Land fast so viele Vortheile gewährt, als dem Erzgebirg und dem Voigtland seine Fabriken, vorzüglich seitdem der des Getreides und der Schafwolle immer grösser geworden ist, ja, dieser Getreid- und Wollhandel in unsern Zeiten hat Thüringen zu einer wohlhabenden Pro-

vinz gemacht, die mit Meissen und dem Fläming in diesem Punkt wetteifern möchte.

Von jeher, oder so weit unsere Geschichte reicht, ist Thüringen für ein vorzügliches und sehr produktenvolles Land gehalten worden, der häufigen Seen und Waldungen ungeachtet, die sich sonst da fanden. Die hyperbolische Sprache, in welcher sich die Minister des Meißnischen Markgrafen, Heinrich des Erlauchten, über Thüringens Fruchtbarkeit und Wichtigkeit erklärten, ist bekannt. Als nämlich die Herzogin in Brabant, Sophia, die Tochter des Thüringischen Landgrafen, Ludwig des Sechsten, Anspruch an diesen Heinrich den Erlauchten wegen Thüringen machte: so gaben ihm seine Meißnischen Räthe, als er sie in dieser wichtigen Angelegenheit befragte, zur Antwort: „Das Land Thüringen, gnädiger Herr, ist edel und reich; daher gebt es weder weg, noch laßt es zertheilen. Es ist so gut, daß wenn Eure fürstliche Gnaden einen Fuß im Himmel, und den andern auf der Erde in Thüringen hätten; so sollten Sie den Fuß aus dem Himmel zum andern zurück ziehen, und Thüringen behalten.“

Die Schönheit und die Güte Thüringens ist ohne Zweifel auch Schuld, daß sich die Teutschen beständig in diesem Land behauptet haben, selbst zur Zeit der grossen Völkerwanderung. Ganz Großteutschland von der Elbe bis zur Ostsee, und von der Alster in Holstein bis zur Weichsel wurde damals theils freywillig, theils gezwungen von den Germanischen Völkerschaften verlassen. Dieß war auch der Fall mit den Ländern an der Ober- oder Unterelbe, von Schlesien bis an die Saale. Allein an diesem Fluß behaupteten sich tapfer die Hermunduren, oder, wie sie nunmehr genannt werden, die Thüringer, und nichts war im Stand, sie zur Räumung ihres fruchtbaren Landes zu bewegen. Alle Völker um sie herum zogen, wie nach einem allgemeinen schrecklichen Instinkt gen Westen und Süden, oder in die kultivirten Römerländer; die Thüringer aber sahen dieser Revolution und Völkerwanderung ruhig zu, nachdem sie sich einmal mehr von der Oberelbe weg, und in das von ihnen benannte Land gewendet hatten. Thüringen ist also das nordöstli-

che

che Land, das nie von den Teutschen verlassen, sondern zu allen Zeiten von ihnen behauptet worden ist, obgleich nach der Völkerwanderung einige slavische Nationen, z. B. die Sorben oder Serben, heftig gegen die Saale los drangen, mehr als einmal darüber sezten, und in Thüringen mit Feuer und Schwerdt wütheten.

Daß Thüringen ehemals mit Waldung und Holz sehr reichlich versehen war, ist bekannt. Jezt hingegen ist in mehrern Gegenden Thüringens das Holz selten, weil es dem Land, besonders in der Mitte und im Nordosten, an Waldung zu sehr fehlt. Es hätte daher, wie es scheint dem schönen Thüringen kein grösserer Vortheil gestiftet werden können, als wenn die Natur vom Eichsfeld oder vom Harz her eine holzreiche Bergkette bis zur Saale bey Weissenfels, und von da bis zur Dübener Haide angelegt hätte. Du weise und gütige Natur! was wäre da aus Thüringen geworden? Ein anderes Voigtland, oder Hessen. Da wäre Thüringen nicht das schöne, fruchtbare Thüringen, und sein grosses, fettes

Thal nicht das unschätzbare Magazin des edelsten Getreides. — So lange Thüringen an den Harz und das Eichsfeld, an den Thüringerwald und das Voigtland grenzt, und so lange von allen diesen Gegenden Flüsse herkommen, so lange wird in Thüringen kein sonderlicher Holzmangel eintretten. — Im Voigtland z. B. giebts noch sehr viel Holz, und zu manchen grossen, dicken Waldungen finden sich da, wie einst zum goldenen Vließ in Kolchis, keine Wege, so daß hier mehr Holz verdirbt und verfault, als mehrere Fabriken verbrauchen würden. Die Saale, so lange sie von daher, oder neben dem Voigtland vorbey fließt, wird folglich auch immer Holz in alle Gegenden und Oerter, durch welche sie ihren Lauf richtet, mitnehmen können. Wohlfeiler wird bey allem dem das Holz nicht werden, wenn nicht ausserordentliche und neue Mittel in Bewegung gesezt werden. Was ist aber in unsern Zeiten und bey der itzigen Lage der Dinge nicht theuer? In Ländern, wo es mit der Kultur und Kunst einmahl so weit, wie bey uns und fast in ganz Europa, gekommen ist, da gehört leichter Lebens-

halt nicht sowohl unter die Wirklichkeiten, als vielmehr unter die Ideen, die erst von neuem realisirt werden sollen. Genug, Holz wirds bis zum Ende der Welt in Thüringen geben, wenn nicht alle seine Flüsse austrocknen, und alle seine Grenzgebürge mit ihren Waldungen durch Feuer und Brand zerstört werden.

Die Lage Thüringens an grossen Gebirgen, die zum Theil noch zu seinem Eigenthum gehören, verschaffen diesem gesegneten Land auch die Vortheile des Bergbaues. Thüringen hat auf seiner Süd- und Nordseite herrliche Mineralien und edle Metalle, obgleich in ältern Zeiten weit mehr, als gegenwärtig, wo alles schon zu sehr benuzt, und hie und da sogar erschöpft ist. Doch sind z. B. die Kupferschieferwerke im Mannsfeldischen, die Bergwerke im Altenburgischen und Eisenachischen, welche Kupfer, Eisen, Vitriol, Kobolt, Alaun liefern, und zum Theil die Bergwerke im Gothaischen gar nicht unbeträchtlich; daher auch die Arbeiten in Stahl und Eisen einigen fürstlich sächsischen Ländern

und Distrikten reiche Vortheile gewähren. Dazu kommen noch mehrere Salzwerke, z. B. bey Sulze, bey Kreutzberg, zu Frankenhausen, und die noch wichtigern an Thüringens Nordostgränze, oder im alten Nordthüringen, was aber schon seit länger als tausend Jahren nicht mehr zu Thüringen gerechnet wird. Von fast gleicher Wichtigkeit sind im chursächsischen Thüringen die Salzwerke zu Kösen und bey Artern, welche dem Land oder dem Staat sicherere Vortheile abwerfen, als Fabriken.— Diese Menge von Salzwerken und Salzquellen in und bey Thüringen, der bekannte Salzsee im Mannsfeldischen, die tiefe Lage des Landes zwischen hohen Gebirgen, und gewisse andere Erscheinungen, z. B. die Fossilien, die hier und dort gefunden werden, machen es höchst wahrscheinlich, daß in Thüringen noch mehrere Salzlagen und Salzquellen verborgen seyn müssen. Zeit und Erfahrung werden dieß ohne Zweifel bestättigen. Doch unsere Nachkömmlinge müssen auch haben und leben, und es kann nicht alles auf einmal entdeckt und verbraucht werden. Gott sorgt auch für die Nach-

welt, und gewährt jeder Menschengeneration und jedem Zeitalter immer nur so viel, als es bedarf, und als ihm gut ist, eben so wie ein weiser Vater seinen Kindern nicht alle Schätze auf einmal giebt, sondern nur nach und nach. — Ferner ist hier an das Ruhlaer Stahlwasser im Eisenachischen zu erinnern, ingleichen an den Gesundbrunnen in Bibra, und an die Bäder, die in der Nähe von Thüringen, oder an seiner Südost- und Nordostgrenze angetroffen und fleissig besucht werden. Endlich sind noch die verschiednen kleinern Gebirge in Thüringen in Obacht zu nehmen. Sie liefern zum Theil sehr brauchbaren, festen, gleichkörnigten Sandstein, und in andern lassen sich trefliche Kalksteine brechen. Unter den Sandsteingebirgen zeichnen sich vorzüglich die Berge bey Weissenfels aus, die dieser Stadt ihren Namen und den Bildhauern und Steinmetzen gute Materialien geben. Unter den Kalksteingebirgen ist die Kette merkwürdig, die sich auf beiden Seiten der Saale von Naumburg bis Alt- und Neuköfen hinzieht, dann bey Wethau in Gipsgebirge übergeht, und

zulezt wieder in Kalk- und Sandgebirge sich verwandelt. Ausserdem findet man auch hier und da einen guten Alabaster, Fraueneis, hohe Granitfelsen, Schiefergebirge, Tufstein, Braun- und Steinkohlen, Farbenerden, Thon und Mergel, so daß sich kein anderes, als folgendes Resultat über Thüringen niederschreiben läßt: Es hat alles, oder doch fast alles, was nur möglicher und natürlicher Weise ein Land haben kann.

Der Umstand, daß Thüringen im Süden und Westen an Gebirge stößt und Stücke davon zu ihm gehören, hat zur Benennung vieler seiner Dorfschaften und Oerter die Veranlassung gegeben. So endigen sich z. B. viele Oerter im Mannsfeldischen und in den herumliegenden Gegenden auf Roda oder Rode und Leben; insonderheit giebts da eine grosse Zahl von Dorfnamen, die das Wort Roda oder Rode enthalten, als: Harkerode, Braunrode, Stangerode, Altenrode, Olzigerode, Biesenrode, Abberode, Ritterrode, Königerode, Roda selbst, und unzähliche andere Oerter. Die Endigung Le-

ben führen z. B. Eisleben, Welbsleben, Hedersleben, Volleben, Gorschleben und viele andere Plätze. — Auf gleiche Weise ist in den südlichen Gegenden Thüringens, oder in den fürstlich sächsischen Ländern alles voll von Ortschaften, die sich theils auf Leben, theils auf Roda oder Rod endigen, z. B. Farnroda, Eichenrod, Frankenroda, Friedrichsroda, Volkerode u. a. m., so wie von der andern Parthey: Eischleben, Herbisleben, Oldisleben, Ringleben, Hardisleben. Alle Oerter mit diesen beiderley Endigungen ihres Namens bezeichnen, wo sie sich auch finden, Stellen und Gegenden, die ehmals Hölzer und Waldungen enthielten, aber zum Behuf des Anbaues von Dörfern entweder ganz, oder zum Theil ausgerodet, ausgereutet wurden. Denn das Wort und der Name Roda, Rode kommt her von diesem roden, ausroden, ausreuten oder ausrotten. Das Wort Leben aber ist das alte Leve, Lobe, Laybe, Leube, Läube oder Laube, und bedeutet eine grössere oder kleinere Waldung. Die Namen der Aemter mit dieser Endung

findet man in den alten Diplomen und Chroniken nicht sowohl Leben, als vielmehr Leuben, Loben, z. B. Hardesleuben geschrieben. So wurde selbst der Thüringer Wald sonst Loybe, oder die grosse Loybe, Laube genannt. So heißt noch izt in Thüringen, im Voigtland und anderwärts eine Holzung, besonders von Laubholz eine Laube. Eben so erhalten dieses alte Wort die Lauben in unsern Gärten, und geben uns selbst ein Bild von dem, was in der grauen Vorzeit eigentlich dadurch bezeichnet wurde. Ein Ort, dessen Namen das Wort Leben hat, zeigt demnach stets auf einen Platz hin, an und auf dessen Stelle einst Holz, Waldung oder Buschwerk sich befand.— Mittelst dieser Angabe kann man leicht zu der Behauptung kommen, daß Thüringen im Alterthum weit mehr Holz und Waldung hatte, als gegenwärtig, und es lassen sich sogar die allermeisten Stellen ausfindig machen, wo diese Waldungen grünten. Dieß kann wieder zu andern lehrreichen Bemerkungen führen, deren Darstellung aber hier zu weit vom Ziel abführen würde.

Uebrigens wird durch die ganze Lage, durch das Klima und die physische Beschaffenheit von Thüringen der Charakter, oder die Komplexion und Organisation seiner Bewohner bestimmt. Die Thüringer sind größtentheils ein schöner, starker Schlag von Menschen. Zwar haben sie nicht das Feuer und die Heftigkeit der Gebirger oder Hochländer, aber auch nicht das Phlegma und die schlaffe Organisation der Marschländer, sondern ihr physischer Charakter besteht aus einer glücklichen Mischung von beiden. Dieß haben sie der Lage ihres Landes und seiner gebirgigten Umgränzung zu verdanken. Jenseits der Elbe und des Harzes ist schon der physische Gehalt der Menschen etwas anders und geringer modificirt.— So wirkt die Natur auf alles ein, selbst auf Menschen und Völker, ohne daß sie's recht wissen und fassen! So ist alles ohne Ausnahme den Gesetzen der Natur unterworfen, und ihrer Obermacht untergeordnet! So sind die Menschen zwar Produkte der Natur und der Elemente, die auf der Erde und mittelst der Erde gebildet werden: allein ihr Geisti-

ges ist vom Himmel, und mittelst desselben und seiner Vervollkommnung erheben sie sich über die Erde und zu bessern Regionen des Weltalls!

Einleitung.

Ueber den Ursprung der Thüringer.

Der Ursprung der Völker, die Benennung, die erste Ansiedlung und Bildung derselben, dieß und mehreres gehört meist zu den historischen Hieroglyphen, die man zwar immer zu entziffern bemüht ist, aber ohne sonderlichen Erfolg, und gewöhnlich nur durch Beyhülfe schwieriger und unsicherer Hypothesen. Doch sollte es bey allen Versuchen dieser Art, wie überhaupt bey der Geschichtsforschung, Grundsatz seyn: „die dunkeln Erscheinungen in dem Alterthum eines Volks, wo möglich aus den nächsten und natürlichsten Gründen zu erklären, und nicht eher zu fernen Ursachen fort zu gehen, bis an Ort und Stelle, so zu sagen, alles erschöpft ist." Die Annahme dieses Grundsatzes dürfte die Beantwortung der bisher so unzulänglich erörterten Frage:

Woher hat Thüringen seinen Namen erhalten?

um vieles erleichtern, und vielleicht bis zur Gewißheit entscheiden helfen.

Man ist bey der Untersuchung über den Ursprung und den Namen der Thüringer fast immer zu fernen Erklärungsgründen fortgeschritten, und hat aus den Gegenden des schwarzen Meeres ein Gothisches Volk, die Theuringer, gleichsam zu Hülfe gerufen, um über den Namen des Landes Thüringen an der Saale und der Werre etwas angeben zu können. Allein dieser Angabe fehlt es an aller Wahrscheinlichkeit, und sie wird eben deßwegen zur blossen Hypothese. Denn wann sollten diese Thüringer in die Länder an der Saale und Werre eingewandert seyn?

Vor der Völkerwanderung, oder während derselben?

Vor der eigentlichen grossen Völkerwanderung, d. h. vor dem Einbruch der Hunnen in Europa, zogen sich alle Gothischen Völkerstämme von der Ostsee her je länger je mehr südwärts, und stifteten am schwarzen Meer grosse Reiche, die den Römern sehr furchtbar waren, und von ihnen nie ganz überwältigt werden konnten. Seitdem dieß der Fall war, findet man die Theuringer beständig bey den andern Gothen, aber nirgends eine Spur oder Nachricht, daß ein Theil von ihnen nordwärts in das mittlere Teutschland gezwungen oder freywillig sich gewendet habe. Und hätte eine solche wichtige Begebenheit so ruhig sich ereignen, oder ohne alle

historische Verzeichnung bleiben können, da uns die griechischen und römischen Geschichtschreiber ziemlich viel von den Gothen hinterlassen haben? Vor der Völkerwanderung sassen die sogenannten Hermunduren in den nachmaligen Thüringischen Ländern, welche erst hätten vertrieben werden müssen, ehe die Theuringer oder Thüringer möglicher Weise die Sitze derselben einnehmen konnten; nicht zu gedenken, daß es auch rund um die Hermunduren herum Völker gab, die den Gothen nicht so leicht ihre Länder geöffnet haben würden; und nicht zu gedenken, daß die Gothischen Völkerstämme bis zum Anfang des fünften Jahrhunderts sich immer zusammen hielten, und nie weit von einander abtrennten. Kurz, es ist wider die Natur der Dinge, und wider alle Geschichte, anzunehmen, daß ein Gothisches Volk ganz oder zum Theil vor der grossen Völkerwanderung in das mittlere Germanien gekommen sey. Es müßte demnach diese Begebenheit während der Völkerwanderung, wo die Gothen durch die Hunnen besiegt und zerstreut wurden, geschehen seyn. Dieß wird auch von den meisten, selbst von grossen Geschichtsforschern, angenommen. Allein es ist eben so unwahrscheinlich, als jenes, und es läßt sich nicht das mindeste dafür ausfindig machen. Die Gothen fürchteten sich ordentlich, nordwärts zu ziehen, und warfen sich lieber, von den Hunnen gedrängt, den Römern auf alle Bedingungen

hin in die Arme, als daß sie durch Sarmatien ihren Feinden entwichen wären. Als daher bald darauf der alte stolze König der Theuringer Athanarich, der sich allein mit seiner Horde im Norden der Donau auf den Kaukalandischen Gebirgen behauptete, von einem andern Gothischen König, Fritigern, recht in der Absicht angegriffen wurde, um ihn tiefer in das neuere Polen hinein zu treiben, so floh er doch nicht nach Norden, sondern nach Süden zum Kaiser Theodosius.

Im fünften Jahrhundert könnte oder müßte bey so bewandten Umständen, die Ansiedlung der Theuringer in Teutschland erfolgt seyn. Eben so wenig. Wahr ist's, die Westgothen rückten nach dem Anfang des fünften Jahrhunderts immer weiter nach Abend, und liessen sich endlich in Gallien und Spanien nieder. Aber auch bey dieser Wanderung der Westgothen läßt sich nichts zum Behuf der Annahme entdecken, daß ein Theil der Westgothen um diese Zeit sich an der Saale und Werre angesezt habe. Ueberdieß kommt diese Annahme schon zu spät, da bereits seit dem Ende des vierten Jahrhunderts der Thüringer in Mittelteutschland Erwähnung geschieht, also noch vor dem grossen Aufbruch der Westgothen nach Italien und Gallien. Wie hätten sich auch die Gothischen Theuringer binnen zehn bis zwanzig Jahren zwischen der

Saale und dem Mayn so ansiedeln können, daß sie im Stand gewesen wären, es mit den mächtigen Franken unter ihrem Heerführer, Chlodio, um das Jahr 440 aufzunehmen? Und doch finden wir um diese Zeit die Thüringer schon mit den Franken in Händel und Kriege verwickelt, es wird sogar eines Thüringischen Schlosses, Namens Dispargi, gedacht, das Chlodio eroberte und zu seinem Wohnsitz erwählte. Noch auffallender erscheint bey dieser Lage der Dinge die Meinung derer, welche glauben, daß der grosse Kriegszug des Weltstürmers Attila nach Gallien, besonders die unglückliche Rückkehr desselben zu einer Niederlassung der westgothischen Thüringer im Nordgau und in Franken, oder zur Stiftung des Thüringischen Reichs, Ursache gegeben habe. Gerade um die Mitte des fünften Jahrhunderts zog Attila nach Gallien durch Teutschland. Allein damals gab es längst Thüringer daselbst, und ihr Reich dehnte sich west- und südwärts immer weiter aus, welches eben Schuld war, daß sie noch vor der Mitte des fünften Jahrhunderts, oder noch vor dem Einbruch des Attila in Teutschland, mit den Franken Streitigkeiten bekommen hatten. Attila und die Thüringer oder Westgothen, welche seinem Heer folgten, können also unmöglich zur Gründung eines besondern Thüringischen Volks und Reichs in Teutschland Anlaß gegeben haben, und man sollte die anachro-

nistische Hypothese einmal für immer aus den Geschichtsbüchern verbannen. Da dieß auch vorher höchst wahrscheinlicher Weise nicht geschehen konnte, und alles einer solchen Annahme widerstreitet: so wäre es gut, wenn man bey Erforschung der Herkunft und des Namens der Thüringer an der Saale und der Werre gar nicht weiter die Gothischen Theuringer am schwarzen Meere und an der Donau einmischte, sondern jene historischen Hieroglyphen auf eine andere und leichtere Art zu erklären suchte. Dieß soll auch hier in aller Kürze geschehen, sobald nur noch eines und das andere wider die Meinung, daß die Thüringer ein Gothisches Volk seyen, erinnert worden ist.

Die Gothen besassen schon im dritten und vierten Jahrhundert, und zwar wegen ihres häufigen Verkehrs und Streits mit den Römern, einige Kultur und Kunstwissenschaft, sie wurden sehr bald mit den Ideen und Lehren des Christenthums bekannt, so daß gegen das Ende des vierten Jahrhunderts der größte Theil der Gothen sich zum christlichen Glauben bekehrt hatte. Von einem ihrer Bischöfe, dem berühmten Wulfilas, der in der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, war selbst die Bibel in die Sprache seines Volks übersezt, und zu diesem Zweck eine neue Art von Schriftzügen erfunden worden. Daher wurden die Gothen die Lehrer

ihrer

ihrer Ueberwinder, der Hunnen, die sich auch, laut ausdrücklicher Zeugnisse der Geschichte, sehr schnell unter den Gothen bildeten, und Attila, ihr größter König, führte nicht nur die Lebensart der Gothen an seinem Hof ein, sondern er trug auch ihre Verfassung auf sein Gebiet über, und verschaffte sich dadurch mit die Ueberlegenheit über alle barbarische Nationen.

Dagegen erscheinen die ältesten Thüringer in Teutschland bey ihren Kriegen mit den Franken als ein noch sehr rohes, barbarisches, unbehülfliches, und selbst grausames Volk, das kaum einige Anfänge der Kultur und der Kunst bey sich gemacht hatte. Dieß war auch die Hauptursache, warum die Franken, die schon beträchtlicher kultivirten Franken, so bald und so geschwind über die Thüringer obsiegten, dadurch, daß sie dieselben erst in engere Grenzen zurück drängten, endlich ganz überwältigten, und unterjochten. — In Hinsicht der Kultur findet sich demnach wenige oder keine Aehnlichkeit zwischen den Gothen und Thüringern, wie sie im vierten und fünften Jahrhundert beschaffen waren. Dieß scheint der König der Ostgothen, Dietrich, wohl gewußt zu haben; deßwegen schrieb er einen so stolzen und hochtrabenden Brief an den König der Thüringer, Hermanfried, als er ihm die bekannte Amelberge zur Gemahlin

schickte.*) Bey Gelegenheit dieser Vermählung und Freundschaftsstiftung zwischen den beyden Königen der Thüringer und der Ostgothen würde unstreitig der sehr wichtige Umstand auf irgend eine Art zur Sprache gekommen seyn, wenn die Thüringer ihre Abstammung von den Gothen hergeleitet hätten; wenigstens hätte in diesem Fall Dietrich unmöglich sich so ausdrücken können, wie er sich ausgedrückt hat. — Zu diesem allem kommt noch, daß im fünften und sechsten Jahrhundert und späterhin keine Zeichen vom Christenthum unter den Thüringern angetroffen werden, und daß Bonifazius sie in diesem Stück völlig unwissend fand, welches doch unmöglich sich so verhalten konnte, wenn die Thüringer von den Westgothen hergekommen, und erst gegen das fünfte Jahrhundert in Teutschland eingewandert wären. Auch hätten wohl bey dieser Annahme die Thüringer sich eher nordostwärts ausbreiten müssen, als südwestwärts, wenn sie sich gleich anfangs an der Donau und am Mayn niedergelassen hätten. Davon findet sich aber nicht das mindeste; im Gegentheil erhellet es deutlich, daß die Thüringer von Nordosten, oder von der Saale und der Werre her sich immer weiter bis zu den Franken, Allemannen und Baiern ausgedehnt haben. Endlich wären, wo

*) Man sehe diesen merkwürdigen Brief in Galletis Geschichte Thüringens, B. 1. S. 35—37.

nicht alle, doch der größte Theil der Theuringer oder Westgothen nöthig gewesen, um so viel Land in Teutschland zu besetzen, als gewöhnlich zum ältesten Thüringen gerechnet wird. Allein, wenn man weiß, wie zahlreich die Westgothen nach Italien, und von da nach Gallien drangen; so kommt es einem ganz unglaublich vor, daß sie fast zu gleicher Zeit eben so zahlreich in Mittelteutschland sich eingefunden haben sollen. Dieß mag genug seyn, um die alte beliebte Meinung zu entkräften, daß die Thüringer von den Westgothen abstammen.

Wenn also Thüringen seinen Namen von dem bekannten Westgothenvolk der Theuringer nicht erhalten hat, wovon heißt es denn Thüringen?

Kann denn Thüringen nicht von den Hermunduren so heißen? Von den Hermunduren, die, mit Ausnahme der Chatten, zu den frühesten Bewohnern der Länder an der Saale und der Werre gehören, und die bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts von römischen Schriftstellern, z. B. vom Marcellin noch beym Jahr 390 erwähnt werden? Von den Hermunduren, die sich von Norden her allmählig bis zur Donau, zum Mayn, und fast bis zum Rhein zogen, und von welchen nachher Niemand weiß, wo sie hingekommen sind? Von den Hermunduren, auf die alles am besten paßt, was die ältesten Nachrichten von den Thürin-

gern sagen? Und können die Thüringer nicht die Abkömmlinge dieser Hermunduren seyn, um so mehr es seyn, da ein so mächtiges Volk, wie die Hermunduren waren, doch nicht in seinem Land verschwinden konnte, und da keine Geschichte ein Wort sagt, was für ein Volk die Länder der Hermunduren eingenommen habe? Zwar verschwanden mehrere teutsche Völker, z. B. die Markomannen, um die Jahre 420; aber doch nicht in ihren Sitzen, sondern in den römischen Donauländern, worein sie gefallen waren.

Allein wie sollte wohl aus dem Namen der Hermunduren die Benennung der Thüringer entsprungen seyn? So gut, als man die Langobarden häufig die Barden genannt findet, die im gemeinen Leben immer so geheissen haben mögen; eben so gut konnte man die Hermunduren, erst mündlich, dann schriftlich, Duren, Thoren, Thüren, Thüring, Thüringer nennen.

Es ist bekannt, daß die Teutschen die Sylbe ing und ling zu gebrauchen pflegen, wenn sie die Abstammung einer Sache andeuten wollen. Noch wahrscheinlicher aber ist es, wenn man annimmt, daß die Verwandlung des Namens Thuren, Thüren in Thöringer, von den Römern und Lateinisch schreibenden Annalisten des ersten Mittelalters herrührt, die bekanntlich

den teutschen Namen gern eine lateinische Endigung gaben, folglich Thüren, Thuren in Thuringi verwandelten. So findet man z. B. in römischen Geschichtschreiberu die Gothen durch Gothones, Gothoni, auch wohl Gothingi bezeichnet.— Wer weiß auch, wie man die Hermunduren gleich anfangs genennt und ausgesprochen haben mag? Und wer verbürgt es, daß der schwer und verdächtig klingende Name der Hermunduren von den Römern richtig verzeichnet worden ist? Man weiß, wie es noch heutzutag mit den Namen der ost- und westindischen Völker geht, und was für Fehler in dieser Hinsicht beständig vorfallen. Bald schreibt ein Reisender, oder Europäer die Namen so, bald kommt ein zweyter, und schreibt sie wieder anders. Dieß ist auch nicht wohl zu vermeiden, weil bey Nationen, die keine Schrift haben, alles auf einer unsichern Phonologie beruht, oder darauf, wie Einzelne die Wörter und die Namen hören lassen, und wie die Reisenden sie zu vernehmen glauben. Mancher hört so, mancher anders. Daher werden die fremden Namen immer verändert, und bald so, bald anders verzeichnet. Man erinnere sich nur z. B. an die mancherley Darstellungen des Namens der Indier in Asien, oder der Indostaner: Bald findet man sie Hindu und Hindus, bald Hindoo und Hindous, bald Indier und Indostaner; so wie ihre

Ursprache bald Sanscrita, bald Samscrit, bald Samscredam bald Nagari u. s. f. ausgedrückt; kurz, fast jede Reisebeschreibung von Asien, Afrika und Amerika ist der andern in der Darstellung der Namen der Länder, der Völker, der Flüsse und anderer Dinge unähnlich. Sollte es wohl den alten Römern und Griechen in Ansehung der fremden Völkernamen, wenigstens sehr oft, nicht eben so gegangen seyn? Ohne Zweifel. Dieß beweißt z. B. die grosse Verschiedenheit, zum Theil Unrichtigkeit, die in den Schriften der Römer und der Griechen in Absicht auf die orientalischen Namen, selbst in Absicht auf die Namen der entlegenen nördlichen Länder und Völker angetroffen wird. Ein Volk, ein Land kommt oft unter mehrern Benennungen vor; der Name eines und desselben Volkes und Landes wird bald so, bald anders geschrieben, je nachdem es von den Reisenden und Schriftstellern so oder anders aufgefaßt worden ist. Dieß beweisen noch deutlicher die grossen Veränderungen, die nach der Völkerwanderung mit den Namen der teutschen Länder und Völker vorgiengen, und die meist ihren Grund darin hatten, weil die Teutschen itzt mehr und schneller, als vorher, sich zu kultiviren, und selbst zu schreiben anfiengen. Da kamen die rechten teutschen Namen von allen Dingen mehr an den Tag, und die unrichtige Verzeichnung derselben durch die Griechen und die Römer wurde nach und nach offenbar, wie-

wohl dabey auch nicht geläugnet werden kann, daß die Namen der Völker, der Länder, der Flüsse u. d. gl. zu den veränderlichen Dingen gehören. Eben so würde es uns Europäern gehen, wenn die entlegenen Völker in Amerika und Ostindien, wie wir, alles selbst, und nach gewissen Regeln verzeichneten, so daß wir ihre Schriftsprache auf die unsrige übertragen könnten. Gewiß würden wir dann auf einmahl eine große Unähnlichkeit zwischen den ost- und westindischen Namen, wie wir sie bisher gehabt haben, und wie wir sie nun, vermittelst der avthentischen fremden Schriftsprache wüßten, gewahr nehmen, und manches für zweyerley und für verschieden halten, was doch im Grund nur eines und dasselbe bezeichnete. So geht dieß immer und überall; denn jede Nation versteht sich selbst am besten, und verzeichnet folglich auch das Ihrige am richtigsten. Doch wozu so viel? Die Sache liegt am Tag, daß es weit richtiger, der Natur der Dinge und der Geschichte gemäßer ist, anzunehmen:

„Die Thüringer seyen die Nachkömmlinge der alten Hermunduren, als ein Stamm der Westgothen oder Theuringer.“

Immer wird sich der Verfasser für jene Annahme erklären, und um so mehr, da sie noch durch andere Gründe unterstüzt werden könnte,

deren Erörterung aber der enge Raum hier nicht gestattet. — Sollte übrigens durch weitere Forschungen und historische Entdeckungen sogar diese Annahme, daß die Thüringer und die Hermunduren einerley Volk seyen, und daß jene von diesen abstammen, eben so entkräftet werden, wie die Annahme Anderer, daß die Thüringer von den Theuringern an der Niederdonau herkommen; so sieht er nicht ein, was in Verlust geht, wenn wir auch in dieser Sache des Alterthums, wie in so mancher andern, gar nichts entscheiden können. Müssen wir denn wissen, was es mit dem Ursprung und dem Namen der alten Thüringer für eine Bewandniß hat? Wir können ja bey folgendem ausgemachten Faktum stehen bleiben: Seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts findet sich ein ausgebreitetes Volk in Mittelteutschland, das den Namen Thüringer führt, und das dem von ihm besezten grossen Landstrich von der Elbe bis gegen die Donau, und von der Saale bis zur Werre und weiter westwärts den Namen Thüringen verliehen hat. Dieses Faktum wird der Verfasser zur Grundlage einer pragmatischen Volksgeschichte von Thüringen machen, und sogleich zu diesem Unternehmen schreiten, wenn nur noch theils eine Meinung vom Ursprung der Thüringer berichtigt, und theils das Wenige noch angeführt worden ist, was im Tacitus von den alten Hermunduren sich findet:

Es hat Gelehrte gegeben, und giebt deren noch, welche meinen, daß die Thüringer ihren Namen wohl von der besondern Beschaffenheit ihres Landes erhalten haben könnten, wie z. B. die Bructerer von den vielen Brüchen der ihnen zuständigen Landschaft; die Cherusker vom Harz; die Langobarden von ihren Sitzen an den langen Börden der Elbe. *) Das Land der Thüringer soll nämlich, vielleicht in Beziehung auf die Rheingegenden, dürr, oder schlecht und unfruchtbar gewesen seyn, und von dieser Dürre ihres Landes soll man sie Dürringer, Thürringer, Thüringer, d. h. Leute im dürren Land genennt haben. Die Sache läßt sich hören, zumal wenn man weiß, daß es noch in einigen Gegenden Teutschlands, z. B. im Voigtland, Sitte ist, Leute aus dürren Gegenden Dürrländer zu heissen. Das Wort Ring in dem Namen Thörringer, Thüringer, kann so viel bedeuten, als eine Landschaft, Bezirk, Gau; oder es kann auch die Sylbe ing und ling seyn, welche, wie gesagt, die Teutschen gebrauchen, um die Abstammung einer Sache auszudrücken. In beiden Fällen sieht man die leichte

---

*) Börde bedeutet eine ebene und fruchtbare Landschaft an dem Bord oder Ufer eines Flusses. Das Stift Magdeburg war sonst in vier Börden eingetheilt, und noch immer heißt der schönste Theil dieses Stifts die Börde.

und natürliche Entstehung des Namens der Thüringer. Allein zwey Umstände sind dieser Annahme vom Ursprung des Namens der Thüringer entgegen: Der eine ist, daß die Landschaft der Thöringer, man mag sie betrachten, wie man will, und dazu nehmen, was man will, keinesweges eine dürre, d. h. schlechte und unfruchtbare, genennt werden konnte. Und der andere Umstand ist, daß man bey dieser Meinung nicht sieht, was mit den Hermunduren wird, oder seit der Völkerwanderung geworden ist, welches aber aus des Verfassers Annahme von der Entstehung des Namens Thöringer sehr wahrscheinlich erhellet.*)

Wer also die Thöringer des fünften Jahrhunderts mit dem Verfasser für die alten Hermunduren hält, und das Wenige, was im Tacitus und in noch einigen alten Schriftstellern

*) Man sehe über diese Hypotese, die den Namen Thüringer von der Dürre ihres Landes herleitet, unter andern: Den kurzen Abriß einer gründlich gefaßten thüringischen Historie, sonderlich von den Herzogen zu Sachsen, als Landgrafen in Thüringen, aus eines vornehmen ehemaligen sächsischen Ministers davon nachgelassenen Handschrift heraus gegeben, und mit auserlesenen Anmerkungen — ans Licht gestellt, von Dr. Johann Ernst Philippi, Halle 1732, S. 45.

von diesem Volk steht, gern wissen möchte, dem soll es hier noch mitgetheilt werden:

Die Hermunduren wohnten zu beiden Seiten der Oberelbe, besonders im heutigen Meissen, und erstreckten sich bis an die Saale, wo sie mit den Chatten grenzten. Aber sie grenzten nicht blos mit den Chatten, sondern sie geriethen auch mit ihnen in Händel und Kriege, z. B. nach der Mitte des ersten Jahrhunderts, wo sie wegen einiger streitigen Salzquellen mit den Chatten einen blutigen Kampf begannen, und sie in einer Schlacht völlig besiegten. Seitdem, noch mehr im zweyten Jahrhundert, zogen sich die Chatten immer mehr nach Westen, und die Hermunduren ihnen nach, so daß sie nun den Besitz des heutigen Thüringen erlangten. Hier dehnten sie sich je länger je weiter aus, wurden dadurch immer wichtiger, und nahmen an dem grossen Krieg wider die Römer Antheil, welcher von den Markomannen der Markomannische genennt wurde. Vorher schon hatten sich die Herrmunduren durch ihre vorzügliche Neigung für Teutschlands Unabhängigkeit und Freyheit ausgezeichnet, dadurch, daß ihr König, Vibilius, den Fürsten der benachbarten Markomannen, weil ihn die Römer eingesezt hatten, mit seinem ganzen Anhang zur Flucht nach Italien nöthigte, und den Markomannen einen selbstständigen, von Rom unabhängigen König verschafte.

Im dritten und vierten Jahrhundert findet man wenig oder nichts von den Hermunduren, und zu

Ende des vierten Säkulums werden sie zum lezten Mal in der Geschichte genennt. Unstreitig sind sie es, die seit der grossen Völkerwanderung, wo so manches Volk in einer andern Benennung und Gestalt auftratt, unter dem Namen der Thüringer wieder zum Vorschein kommen. Damals stiessen die Hermunduren an die Sachsen, Franken, Chatten, Allemannen, Burgunder und Baiern, und ihr Gebiet hatte sich um ein Beträchtliches, vorzüglich im heutigen Franken, vergrössert. Gleich den Markomannen, Quaden, Baiern, Burgundern, zum Theil selbst den Chatten, waren sie isolirt geblieben, und hatten sich den grossen Völkerbündnissen der Franken und der Allemannen gegen die Römer nicht beygesellt. Die Hermunduren lagen zu sehr in der Mitte von Teutschland, und waren im Westen, im Süden und Osten, also auf allen Seiten gegen die Römer, zumal seit dem dritten Jahrhundert, durch andere Völker zu gut gedeckt, als daß sie an den beständigen Kriegen und Bündnissen gegen dieselben hätten Theil nehmen sollen.

Darinn liegt es auch, daß wir so wenig von den Hermunduren wissen, und daß wir sie zu Ende des vierten Jahrhunderts auf einmal unter dem veränderten, oder verkürzten, oder besser bekannt gewordenen Namen der Thüringer auftreten sehen, ohne daß uns ein alter Geschichtschreiber weitere Nachrichten darüber ertheilt.

Versuch einer thüringischen Volksgeschichte.

Erste Periode.

Daß Teutschland gegenwärtig so aussieht, wie es aussieht, dieß verdankt es größtentheils den Römern und ihrer Kultur. Rohe und wilde Nationen, dergleichen vor zwey tausend Jahren die Teutschen waren, können auch auf keine bessere Art kultivirt werden, als wenn sie mit civilisirten und verfeinerten Völkern in Verkehr und Verbindung gerathen. Dieß Werk der allmähligen Bildung unwissender Völker sollte freylich, nicht durch Waffen und Kriege, sondern friedlich und ruhig getrieben, es sollten überhaupt alle rohe Nationen von den verfeinerten und aufgeklärten Völkern etwa so gebildet werden, wie unwissende Kinder von ihren Lehrern, oder wie z. B. die Missionäre der Brüdergemeine die Wilden in Amerika zu Christen und guten Menschen machen. Allein so geht es in der Erfahrung gewöhnlich nicht; und so gieng es auch in Teutschland nicht. Die Römer

wußten kaum, was sie eigentlich wollten, als sie Teutschland anfielen, und sie verfuhren dabey blos nach einer blinden, aber eingewurzelten Leidenschaft, immer mehrere Länder zu erobern und ihrer Gewalt zu unterwerfen, ohne die grossen Folgen und Wirkungen, die nach und nach dadurch veranlaßt wurden, weder deutlich zu beabsichtigen, noch zu berechnen. Zufrieden mit der blossen Unterwerfung und Ueberwältigung der Länder, kümmerten sich die Römer wenig um die eigentliche Kultivirung der bezwungenen Nationen, und liessen sie gewöhnlich bey ihren Sitten, Gewohnheiten und Irrthümern, vermuthlich deswegen, damit die Macht der Zeit und der römischen Mode allenthalben desto stärker erscheinen möchte. Daher gieng es aber auch so, wie es gieng. Daher bestand die Kultur in den römischen Provinzen, zumal in den entlegenen, mehr im Aeusserlichen, mehr in gewissen militärischen Einrichtungen, und bürgerlichen Ceremonien, als in einem guten moralischen Gesitte. Daher mußten die Schwerdter und die Legionen der Römer bey der Zusammenhaltung ihrer Provinzen das Meiste thun, und ihre grossen Kriegsheere an allen Enden des Reichs hauptsächlich die Stelle eines dauerhaften allgemeinen Staatsbandes vertretten.

Endlich stiessen die Römer bey ihrer unersättlichen Eroberungsgier an Länder, die zu ver-

schieden und zu entlegen von Italien waren, als daß sie dieselben völlig in ihre Gewalt hätten bringen können. Dieß war der Fall mit Teutschland. Das rauhe, waldigte und sumpfigte Teutschland sezte mit seinen harten, starken und streitbaren Nationen den römischen Armeen einen ununterbrochenen und glücklichen Widerstand entgegen, und behauptete sich und seine Unabhängigkeit gegen alle Angriffe und Eroberungsplane der für unüberwindlich gehaltenen Römer. Der begonnene Kampf zwischen den Römern und den Germanern dauerte mehrere Jahrhunderte nach einander fort, und es fielen auf beiden Seiten Tausende und Hunderttausende, ja, Millionen in diesem langen Zeitraume. Denn so lange die römische Macht noch bey Kraft und Ansehen war, wollten die Römer von Teutschland und von den Entwürfen, die sie sich wegen der Unterjochung desselben gemacht hatten, nicht abstehen; und als die römische Macht in Verfall gerieth, so wollten die Teutschen nicht umsonst, nicht ungerochen die größten Drangsale und Zerstörungen von den Römern erlitten haben. Auf solche Art konnte der Krieg am Rhein und an der Donau gar kein Ende erreichen. Nothwendig mußte er eben, da die Römer einmal, und gleich Anfangs Teutschland, wie andere Länder, nicht zu erobern im Stande waren, zu ihrem Nachtheil ausschlagen. Dieß scheinen auch die Römer vorhergesehen zu haben. Denn

als sie die unbändige Freyheitsliebe der germanischen Völkerschaften mit Gewalt nicht bezwingen konnten; so wandten sie die machiavellistischen Mittel ihrer Staatskunst an, um die Teutschen allmählig und friedlich an ihr Joch zu gewöhnen. Sie stifteten deßhalb Eifersucht und Zwietracht unter den teutschen Fürsten und Völkern an; sie brachten es sogar bey verschiedenen Völkern Teutschlands dahin, daß sie sich einen von ihnen gebildeten König gefallen liessen; sie suchten die Verbindungen mehrerer Völker entweder zu trennen oder zu verhindern; sie erregten blutige Händel in Teutschland, und liessen bald dieses bald jenes Volk die blendenden Vortheile ihrer Freundschaft und Bundesgenossenschaft geniessen, um durch dieß alles, wie gesagt, den Teutschen die römische Verfassung aufzudringen.

Allein die Römer kamen bey aller ihrer Macht und schlauen Politik mit den Teutschen nicht zu ihrem Zweck, und alles war vergeblich, was sie zur Erreichung desselben vornahmen. Je eifriger von den Römern die Eroberung Teutschlands angegriffen wurde, desto mehr strengten sich die kraftvollen und furchtlosen Völker desselben an, dem römischen Joch nicht nur zu entgehen, sondern sogar ihren Feinden Land abzugewinnen. Diese leztern Versuche, die Römer in ihren eigenen Provinzen anzugreiffen, und

ihnen

ihnen auf alle Weise Schaden zuzufügen, wiederholten sie so unzählige Mahle, bis sie zulezt gelangen. Denn was Teutschlands Völker einzeln nicht auszurichten vermochten, das suchten sie durch grosse Völkerbündnisse zu erreichen. Dergleichen Verbindungen von vielen teutschen Nationen hatten gewöhnlich einen doppelten Zweck, den der Vertheidigung und den des Angriffs. So entstanden die Völkersysteme unter den Königen Hermann und Marbod, und vorher noch der Bund der Sveven. So bildete sich das Markomannische Bündniß, so zulezt der Bund der Allemannen und der Bund der Franken. Diese Konföderationen waren die gefährlichsten Erscheinungen für die Römer, sie waren furchtbaren Ungewittern gleich, welche sich am Horizont über dem Rhein und der Donau zusammen gezogen hatten, und je länger je stärker mit Verderben und Zerstöhren drohten. Zwar thaten die Römer alles Mögliche, um diese verbundenen Völker zu zerstreuen, und von ihren Grenzen abzuhalten, allein ohne dauerhaften Erfolg; immer zogen sie sich von neuem zusammen, und trotzten allem Widerstand ihrer Feinde. Dieß dauerte am Rhein, wie an der Donau so lange fort, bis am schwarzen Meer die Hunnen und die Gothen die traurigen Szenen einer Revolution eröffneten. Seitdem wurden die Römer auf allen Seiten geängstigt und geschwächt, ihr Widerstand war dem

heftigen Andrang der teutschen Völker nicht mehr gewachsen, und diese drangen über die niedergerissenen Grenzdämme allenthalben in die römischen Provinzen. So endigte sich zulezt das schreckliche Schauspiel eines blutigen vierhundertjährigen Kampfes zwischen den Römern und den Teutschen am Rhein und an der Donau! Nachdem alles zu einer grossen Veränderung der Dinge in Europa vorbereitet und reif war: so kam ein Sturm, tief aus Asien, der das Reich der stolzen und entarteten Römer im Occident zertrümmerte, und fast dem ganzen Europa eine andere Richtung und Verfassung zuwege brachte.

Die Völker in Teutschlands Innern, zu denen vorzüglich die Thüringer mitgehörten, waren bisher besser dran, als die Grenzvölker am Rhein und an der Donau. Denn jenen lag die Geißel der Römer nicht so beständig auf dem Rücken, wie den leztern, die unaufhörlich zu streiten und zu kämpfen hatten, und die Uebel des Kriegs am stärksten empfanden. Dabey genossen die innern Germanischen Völkerschaften fast alle die Vortheile, welche den Anwohnern des Rheins und der Donau die Nachbarschaft gewährte. Auch die innern teutschen Völker lernten von den Römern, obgleich mehr mittelbar, als unmittelbar, und kamen in der Kultur etwas weiter. Der Ackerbau und die Viehzucht wurden von den Teutschen besser be-

trieben, seitdem sie in die Provinzen der Römer, wie zur Schule gegangen waren; sie lernten Obstgärten anlegen, und dem Erdreich bessere und edlere Produkte abgewinnen. Ihre Kunstgeschicklichkeit nahm zu, hauptsächlich im Kriegswesen; aber auch in einigen Handarbeiten und Fabrikaten. Daher ward ihr Anzug besser und vollkommener, und ihr äusseres Ansehen bekam eine mildere Gestalt. Die einzelnen Hütten und Mayerhöfe der Teutschen wurden mit der Zeit mehr in Dörfer zusammen gebaut, und aus diesen entstanden bald grössere Flecken und kleine Städte: so wie auf vielen Anhöhen und auf vortheilhaft gelegenen Plätzen Thürme, Burgen und Schlösser emporstiegen, die theils zum Schutz der Länder, theils zum Aufenthalt ihrer Fürsten und Grossen dienten. Durch das alles vermehrte sich das Ansehen und die Gewalt der Anführer und Könige in Germanien, und die Verfassung dieses Landes ward im Einzelnen und im Ganzen monarchischer, oder wenn man will, fester und vortheilhafter.

Diese und andere Veränderungen der Dinge in Teutschland waren in den ersten vier bis fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, aber ganz allmälig zu Stand gekommen, und die Römer hatten sie durch ihr Beyspiel und Unglück, also ohne Plan und Absicht, veranlaßt, welches z. B. aus dem Umstand erhellet, daß die vielen Ge-

fangenen, die von den Teutschen, zumal seit dem Markomannischen Krieg, aus den Provinzen der Römer über den Rhein und die Donau geschleppt, und zu Sklaven gebraucht wurden, zur Kultivirung Teutschlands manches beygetragen haben mochten. — Auf solche Art waren doch die Germanischen Völker, die innern so gut, wie die an den Grenzen, einige Schritte in der Kultur weiter gekommen, und dadurch fähig gemacht worden, in der Folge mehr Kultur und Kunst in ihrer Mitte zu realisiren. Ohne diese Anfänge der Kultur, und ohne ihre lange Bekanntschaft mit den Römern, würde den Teutschen die Einnahme der kultivirten Länder ihrer Feinde weit weniger genüzt, ja, sie würden alles, wie die Hunnen, bis auf den Grund zerstört haben.

Statt daß es vorher die innern Völker Teutschlands besser gehabt hatten, als die äussern Nationen, die immer die Vorfechter in allen Kriegen waren: so drehte sich izt bey der Völkerwanderung, oder beym Verfall und Untergang des Römerreichs das Blatt um, und die Teutschen am Rhein und an der Donau erndteten auf einmal die Früchte ihrer und der langen Anstrengungen und Kämpfe ihrer Vorfahren. Die Franken, die Allemannen, die Burgunder, die Sveven, die Vandalen, die Gothen, die Sachsen und andere äussere Völker von Teutsch-

land drangen mit leichter Mühe in die herrlichen Römerprovinzen ein, und stifteten darinn eigene Reiche. Die innern teutschen Völker, z. B. die Thüringer und andere, konnten bey diesen so günstigen Zeitumständen fast weiter nichts thun, als zusehen und zuhören, was für Veränderungen mit den meisten teutschen Nationen vorgiengen. Wo sollten, wo konnten die Thüringer hinwandern? Nach Gallien? Da waren schon die Franken, die Burgunder, die Westgothen und andere Völker. Nach Noricum und Rhätien? Da gab es Allemannen, Sveven, Baiern, Rugier. Nach Italien? Wie konnten sie bey so vielen vorliegenden Nationen über die Alpen kommen, und in einem Land etwas gewinnen, worauf alles losströmte, und sich da herum tummelte? Nach Osten, oder nach Pannonien? Da versperrten ihnen die Markomannen, die Quaden, die Ostgothen nebst einer Menge anderer Völker die Wege. Die Thüringer hätten es also machen müssen, wie die Langobarden, die bey guter Zeit, und schon nach der Mitte des zweyten Jahrhunderts längs der Elbe neben Mähren hin, nach Pannonien gegangen waren. Aber auch dieß gieng im fünften Jahrhundert nicht mehr an, theils wegen der vielen Völker, die sich zwischen Sarmatien und der Donau herum drängten, theils weil Pannonien und alle Römerländer an der Donau schon besezt waren. Die Thüringer mußten also einer

fast allgemeinen Völkerwanderung ungeachtet, in ihrem Land abhalten, und mit den Vortheilen zufrieden seyn, die dasselbe ihnen darbot. Was hätte sie auch bewegen sollen, ihre schönen Länder zu verlassen, und gefährliche weite Wanderungen von ungewissem Erfolg zu unternehmen? Die Sachsen, die Chatten, die Baiern, die Friesen und andere Völker blieben ebenfalls größtentheils in ihren Ländern, oder in Teutschland, und konnten in den römischen Provinzen keine Eroberungen machen. Vielleicht wurden auch die Thüringer durch die unglückliche Wanderung ihrer Nachbarn, der Markomannen, von einer ähnlichen Unternehmung abgeschreckt. Die Markomannen wagten in den Jahren 420 bis 430 in das Römische Land an der Donau einzudringen, und sich da festzusetzen. Allein sie müssen dabey sehr unglücklich gewesen seyn; denn seitdem hört man nichts weiter von ihnen, und ihr Land verwandelte sich in eine Einöde, bis es die vordringenden Slavischen Völkerschaften, oder die Wenden wieder entwilderten.

Bey dieser Lage der Dinge blieb den Thüringern nichts weiter zu thun übrig, als den Allemannen und den Franken etwas nachzurücken, und ihr Land und Reich nach der Donau und gegen den Rhein hin zu erweitern. Dieß thaten sie auch im fünften Jahrhundert, und ihr Gebiet vergrösserte sich ungemein; in-

sonderheit auf Kosten der Allemannen und der Sveven an den der Donau nahgelegenen Ländern. Die Thüringer streiften sogar in einzelnen Haufen öfters über die Donau ins Novicum und nach Rhätien, verheerten das Land, schleppten Menschen und Vieh hinweg, und halfen die Städte, überhaupt die Römische Kultur an der Donau mit zu Grund richten. Die Thüringer und die Allemannen waren es, die kurz nach einander Passau und andere Städte zerstörten, wie Eugyppius im Leben des heiligen Severinus meldet, und Jornandes es bestättigt. Daher verfielen die Provinzen, Noricum und Vindelicien zusehends, und es herrschte in den Städten, Schlössern und Vestungen Mangel, und öfters Hungersnoth, weil sich kein Mann aus seinen Mauern sicher herauswagen durfte; nur in den wenigen ruhigen Zeiträumen ward einiger Handel zwischen den Allemannen, den Thüringern und dem Noricum, wiewohl meist nur zur Versorgung der festen Plätze getrieben. Die Besatzungen dieser Norischen Plätze und Städte, die zum Theil aus naturalisirten Ausländern bestanden, wurden von den leztern Kaisern des Römischen Occident verlassen, ihr Sold hörte auf, und sie waren von Italien so gut wie abgeschnitten. Deßhalb schmolzen sie so sehr zusammen, daß sie sich aus den kleinern Schlössern in die grössern Städte ziehen mußten. Allein da die Streifereien und

die Verheerungen der Thüringer, der Alleman-
nen und anderer Barbaren kein Ende nahmen:
so wurden auch in kurzer Zeit die Norischen
Städte meistentheils von ihren Einwohnern
verlassen, und fast alle Römer dieser Gegenden
wanderten nach Lorch. Der bekannte Pas-
sauische Kordon gieng dadurch ein, und mit
ihm verschwand fast alle Kultur, selbst das mit
Mühe angepflanzte Christenthum in den obern
Römischen Donauländern. Diese Zerstörungen
und Verwüstungen im Noricum giengen fort, bis
einige teutsche Völker erst unter dem Odoacer,
nachher aber die Ostgothen unter dem grossen
Theodorich Italiens sich bemächtigten, und
die Provinzen Rhätien, Noricum und Vindeli-
cien wieder damit vereinigten. Seitdem hörten
die Streifereien der Thüringer, der Alleman-
nen und anderer Völker auf, weil sich alles vor
der Macht der Ostgothen fürchtete.

Nicht so gut, ja, zu ihrem Unglück schlugen
die Unternehmungen der Thüringer aus, bey
Gelegenheit der Völkerwanderung ihr Gebiet
auch westwärts, oder am Mayn und selbst bis
zum Rhein hin zu erweitern. Hier stiessen sie
an kein zerrüttetes Noricum, sondern an die
Franken, die zwar in Gallien sich auszubreiten
anfiengen, aber dessen ungeachtet weder den Thü-
ringern, noch einem andern Volk das Mindeste
von ihren Ländern in Germanien zu überlassen

gesonnen waren. Da diese Franken es sind, welche das Schicksal Thüringens im sechsten Jahrhundert, und einige Jahrhunderte später auch das Schicksal des ganzen Teutschlands entschieden haben: so scheint es nöthig zu seyn, dieses Volk hier in aller Kürze etwas zu schildern, und vielleicht um so mehr, da die Nachkömmlinge der Franken von neuem das Schicksal Teutschlands in ihre Willkühr zu bringen drohen, nachdem sie bisher auf das Gesitte der Teutschen und anderer Völker den größten Einfluß behauptet haben, und noch behaupten.

Die Franken, der Thüringer gefährliche Nachbarn, waren das am Rhein, hauptsächlich am Niederrhein, was die Gothen an der Niederdonau waren. Fast eben so zahlreich, so mächtig und bildsam, als die Gothen, hatten die Franken vor der Völkerwanderung schon eine Hauptrolle in Teutschland gespielt. Die Franken waren es, welche seit der Mitte des dritten Jahrhunderts die Unabhängigkeit und Freiheit Teutschlands vorzüglich mit beschützen halfen; sie waren es, die von den Römern nie ganz bezwungen werden konnten, die jede Gelegenheit benutzten, ihnen in ihren eignen Provinzen Schaden und Abbruch zu thun, und sich daher sehr bald in der Batavischen Halbinsel festsetzten. Immer zum Krieg, immer zum Angriff und Einsturz in Gallien bereit, zu See und zu

Land den Römern furchtbar, bewarben sich mehrere Kaiser und Thronbewerber um die Freundschaft und Unterstützung der Franken, und Posthumus hatte es hauptsächlich den Franken zuzuschreiben, daß er sich als Römischen Kaiser behauptete. Unaufhörlich waren die Römer mit den Franken in Händel und Kriege verwickelt, und man that von Rom aus alles mögliche, um dieses zahlreiche, lebhafte, tapfere und schlaue Volk zu bezwingen; es wurden sogar viele davon, wenn es einmahl der Obermacht der Römer untergelegen war, in die Provinzen ihrer Feinde vertheilt, um den kriegerischen Geist der Andern desto leichter zu bändigen, aber vergeblich. Alle diese Unternehmungen, Schicksale, Händel und Kriege der Franken dienten nur dazu, daß sie in ihrer Tendenz fester wurden, und in der Kultur und Politik weiter kamen, indem sie strebten, die Vortheile der Römer sich anzueignen, und ihnen im Krieg und anderwärts immer mehr gewachsen zu werden. Daher rührt es auch, daß die Franken, welche in die Dienste der Römer traten, sich merklich auszeichneten, und daß viele aus ihrer Mitte in Rom und in Italien grosse Rollen spielten. Mehrere Franken traten im vierten Jahrhundert auf, die in der Schule der Römer gebildet, die ersten Befehlshaber beym Römischen Heer vorstellten, und deren Rath selbst den grossen Konstantin zu lenken vermochte. Wer kennt nicht die Na-

men der berühmten Franken dieser Zeiten, des Latinus, des Agilo, des Scutilo, des Malarich, des Mallobaud, des Arbogast, des Bauto und Anderer? Die Unterstützung und der Muth solcher Männer wurde dem wankenden Staat der Römer immer wichtiger und unentbehrlicher; durch sie konnten sie sich der Franken und anderer teutschen Völker immer noch erwehren, und eine gewisse Ueberlegenheit über sie behaupten. Allein dieses Glück, das so viele Franken unter den Römern machten, reizte die Fränkischen Völkerschaften am Rhein noch mehr, den Römern, und nun auch ihren eigenen Landsleuten es in der Kultur nachzuthun, und sich immer zu allen Unternehmungen geschickter zu machen. Daher dauerte der Kampf am Rhein zwischen den Franken und den Römern ununterbrochen fort, obgleich die leztern sehr oft unter der Anführung tapferer Franken und anderer Teutschen, z. B. des Sylvan, des Ursinus stritten. Immer glücklicher giengen die Einfälle der Franken in Gallien von statten, immer besser lernten sie die Römer bekriegen, und ihnen Städte und ganze Distrikte entreissen. Endlich, da die Unordnung und die Schwäche im Römischen Reich grösser wurde, da die Uneinigkeiten der Grossen auf's höchste stiegen, da sich kein Kaiser mehr auf dem Thron erhalten konnte, da die Ausländer den meisten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten gewon-

nen hatten, endlich, da zu allem diesen Unglück der Einbruch der Gothen und der Hunnen in die Römerlande kam, und dieß den Einfall der andern Völker an der Donau und am Rhein nach sich zog, — da drangen auch die Franken über den Rhein, und sezten sich nun in Gallien so fest, daß sie nicht wieder verdrängt werden konnten. Tausendmal hatten sie dieß gewollt und gewagt, tausendmal waren sie wieder über den Rhein getrieben worden, bis am Ende der glückliche Zeitpunkt einer Revolution eintrat, wo sie auf einmal ihren grossen Zielpunkt erreichten.

Die Franken verdienten das Glück, das sie izt durch den Besitz eines grossen Theils an dem trefflich kultivirten Gallien zu geniessen anfiengen. Sie hatten bisher das meiste von den Römern gelitten, und sich immer so muthig vor den Riß in Teutschland gestellt. Dazu kommt noch, daß sie in der Kultur gerade so viele Fortschritte gemacht hatten, als nöthig waren, um die Vortheile, die ihnen in dieser Hinsicht Gallien darboth, einigermassen benutzen zu können; ohnedieß würden sie's, wie die weit rohern Vandalen und Alanen gemacht, und alles verderbt haben. — Noch vor der Mitte des fünften Jahrhunderts geschah es, daß ein Theil der Franken unter einem tapfern Anführer, Namens Chlodio, in Niederbelgien und Gallien ein-

drang, der Stadt Cambray sich bemächtigte, und in Kurzem den ganzen Landstrich bis an die Somme einnahm, während andere Fränkische Völkerschaften bis über die Mosel hinaus sich verbreiteten. Der grosse Heereszug des Attila nach Gallien, der bald darauf erfolgte, und wodurch in diesem Land alles noch mehr in Verwirrung gerieth, erleichterte den Franken ihre Umgriffe in Gallien, zumal da bey dieser Gelegenheit der jüngste Prinz des gedachten Chlodio auf der Seite der Römer und der Westgothen gefochten, und sich dadurch das Ansehen eines Mitbeschützers von Gallien gegeben hatte.

Dieses Eindringen und Festsetzen der Franken in Gallien war die grosse Begebenheit, welche die Thüringer zu benutzen suchten. Sie drangen auf den Rhein los, besezten einen Theil von dem Land der Franken, das durch ihre Auswanderung von Einwohnern entblößt worden war, und fiengen an in diesen Gegenden es eben so zu machen, wie an der Donau. Hier kamen sie jedoch übel an. Denn der vorhin angeführte Chlodio, der die Thüringer nicht zu weit und bis an den Rhein lassen wollte, wandte sich mit seinem Heer um, und unternahm einen Feldzug ins Land der Thüringer, worin sie so sehr einbüßten, daß sie selbst einen ihrer wichtigsten Grenzplätze, Dispargg genannt, in den Händen der Franken lassen mußten. Damit verlo-

ren sie unstreitig auch ihre Eroberungen am Rhein, und sahen sich in ihre vorigen Grenzen mehr zurück gedrängt. Doch die allgemeine Gefahr, womit um die Mitte des fünften Jahrhunderts Teutschland, Gallien und fast ganz Europa durch die Hunnen und ihre alles zerstörenden Züge bedroht wurde, mochte unstreitig wieder ein gutes Vernehmen zwischen den Franken und den Thüringern zuwege gebracht haben, und es heißt sogar, daß Merwig, des Chlodio Nachfolger im Reich der Salischen Franken, eine Thüringische Prinzessin zur Gemahlin gehabt habe. Dieses gute Vernehmen scheint aber nur dazu gedient zu haben, daß beide Völker in Kurzem desto mehr entzweyt, und auf einander erbittert wurden, und zwar durch einen ähnlichen Vorfall, wie jener, der Troja und Griechenland gegeneinander in Harnisch brachte, und den Untergang des erstern veranlaßte. Childerich, des genannten Merwigs Sohn und Nachfolger, dieser Fränkische Alcibiades, der mit der Kultur der Römer auch ihre Laster angenommen hatte, machte sich durch seine Ausschweifungen in der Liebe und durch die damit verbundnen Ungerechtigkeiten nach und nach den Franken so verhaßt, daß sie ihn entweder umbringen, oder aus dem Land jagen wollten. In dieser mißlichen Lage nahm er seine Zuflucht in das benachbarte Reich der Thüringer. Ihr König, Basinus, bewilligte ihm großmüthig eine Freystatt. Zum

Dank dafür verführte ihm der sittenlose Childerich seine Gemahlin. Diese gewann den Childerich dermassen lieb, daß sie ihm sogar, als er wieder zum Besitz seines Reichs gelangt war, heimlich nach Gallien, oder Frankreich nachfolgte. Der leichtsinnige Childerich, darüber befremdet, fragte sie: was sie bewogen hätte, aus einem so fernen Land zu ihm zu kommen? Deine männlichen Eigenschaften, antwortete ihm die Thüringische Königin, mit dem noch charakteristischern Zusatz: Und wenn ich jenseits des Meeres einen tüchtigern Mann, als dich, gekannt hätte: so würde ich ihm nachgezogen seyn. Childerich behielt sie bey sich, und lebte mit ihr ohne Bedenken, wie mit seiner Gemahlin.

Der König Basinus und seine Thüringer hielten sich durch dieses Verfahren des Childerich für ausserordentlich beleidigt, und sie beschlossen, dafür an den Ländern und Leuten des ausgelaßnen Frankenkönigs auf eine blutige Art Rache zu üben. Erbittert fielen die Thüringer ins Fränkische Gebiet ein, und hausten darin auf's schrecklichste; insonderheit liessen sie ihre Wuth an dem zweyten Geschlecht aus, indem sie mehr als zweyhundert Mädchen höchst grausam um's Leben brachten. Einige dieser Unglücklichen banden sie an verschiedene Pferdeköpfe, und rissen sie dadurch, daß sie die Pferde mit der größten Geschwindigkeit nach verschiedenen

nen Wegen antrieben, auseinander. Andere streckten sie über die Fahrgeleise aus, und befestigten sie mit Pfählen in den Boden; dann liessen sie beladene Wägen über dieselben hinfahren, und zerbrachen ihnen auf solche Art die Gebeine. Durch diese und andere bestialische Grausamkeiten glaubten die Thüringer das unkönigliche Benehmen des Childerich gerochen zu haben. — Besser wär's gewesen, wenn sie sich ruhig verhalten, und ihrem König eine bessere Gemahlin vorgeschlagen hätten; denn ein Weib, wie die Basine war, verdient nicht, weder daß sie Königin ist, noch daß man ihretwegen einen blutigen Krieg unternimmt. Allein dieß ist keine Denkungsart für Barbaren.

Die Thüringer bekamen bald Ursache es zu bereuen, daß sie sich auf keine andere Art Recht verschafft hatten, und daß sie in ihrer Racheübung zu weit gegangen waren. Denn diese Verheerungen und Greuelscenen zogen ihnen den größten Haß, die stärkste Erbitterung von Seiten der Franken zu, die auch in Kurzem freie Hände bekamen, um die Thüringer für ihre blutigen Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Zwar starb Childerich unter diesen Händeln; aber sein grosser Sohn und Nachfolger Chlodowig, den ihm die Basine geboren hatte, überzog die Thüringer mit Krieg, und stiftete nicht nur in ihrem Land die größten Verwüstungen, son-

sondern zwang sie auch zur Entrichtung eines gewissen Tributs. Solche traurige Folgen brachte die Untreue und die Flucht der Basine über Thüringen.

Uebrigens ist es sonderbar, daß aus dieser lasterhaften Liebe des Childerich und der Basine gerade einer der größten Könige entsprang, den Frankreich je gehabt hat, und der erst die Monarchie der Franken förmlich gründete und befestigte. Chlodowig war's, der den Rest der Römischen Herrschaft in Gallien vollends zerstörte, und das Reich der Franken bis an die Loire ausdehnte. Chlodowig war's, der die ehedem so mächtigen und tapfern Allemannen in einer Hauptschlacht bey Zülpich im Jahr 496 dergestalt schlug, daß die dem Schwerdt Entronnenen größtentheils nach Rhätien zu den Ostgothen flohen, und dem furchtbaren Sieger ihr ganzes Land überliessen. Chlodowig besaß aber auch alle Kultur und Politik der Römer, und sein feuriger, vielumfassender Geist benutzte dieß treflich zu seinen grossen Entwürfen und Unternehmungen. Fast auf die Art, wie einst Konstantin, ward er ein Christ, und dieß, besonders den Umstand, daß er der erste und einzige rechtglaubige (katholische) König in Europa war, hielt er für einen Beweggrund, alles gegen Heiden und Ketzer zu thun, was seinem Ehrgeiz schmeichelte. Daher vertilgte er

die Nebenregenten der verschiedenen Fränkischen Völkerschaften, und machte sich zum einzigen König derselben. Daher fing er Krieg mit den Westgothen an, schlug sie, und entriß ihnen einen grossen Theil ihres Gebiets in Gallien. Kurz, Chlodowig machte sich zu einem der mächtigsten Fürsten seiner Zeit, so daß selbst die Kaiser in Konstantinopel sich um seine Freundschaft bewarben.

Jezt waren die Thüringer den Franken nicht mehr gewachsen, und sie mußten geduldig den Schimpf ertragen, den ihnen der unüberwindliche Chlodowig durch Auflegung eines Tributs angethan hatte. Dazu kam noch, daß nach dem Tod des Königs Basinus eine Vielherrschaft in Thüringen eintrat, indem seine Söhne, Balderich, Berthar und Hermannfried in das väterliche Reich sich getheilt hatten. Hermannfried, der ungefähr das heutige Thüringen besaß, scheint der ehrgeizigste und unternehmendste dieser drey Brüder gewesen zu seyn. Ihn kränkte die Schande am tiefsten, die den Thüringern von den Franken widerfahren war, und er beschloß, der Uebermacht Chlodowigs und seiner Nachfolger einen Damm entgegen zu setzen, der ihn wider die Fränkische Eroberungssucht sichern könnte. Zu dem Ende suchte er sich mit einem mächtigen und grossen Fürsten seiner Zeit in Verbindung zu bringen, und dieß gelang ihm nach Wunsch.

Dieser mächtige und grosse Fürst war Theodorich, König der Ostgothen. Fast um gleiche Zeit, als Chlodowig in Gallien sein Reich gründete, hatte er in Italien auf den Untergang des Odoacer ein neues Reich gestiftet, hatte er seinen Ostgothen Italien nebst Sicilien, ingleichen Rhätien, Vindelicien, Noricum, Dalmatien und mehrere andere Länder, welche bisher zum Kaiserthum der Römer gehört hatten, zum Besitz verschafft, und grosse Klugheit bey seinen Unternehmungen zu Tag gelegt. Schnell verbreitete sich daher der Ruf von Theodorich und seiner Macht bis an die Ostsee, und die Könige der Heruler, der Warner, der Estier in Preussen, der Vandalen in Afrika, der Burgunder und der Westgothen errichteten mit ihm Bündnisse, die sie zum Theil durch Vermählungen mit seinen Töchtern, zum Theil aber durch Geschenke und Dienste zu befestigen suchten. Dieß war dem Theodorich erwünscht; denn er hatte eine systematische Kenntniß der Staatsklugheit, und bemühte sich, zwischen den nördlichen und westlichen teutschen Völkern ein gewisses Gleichgewicht zu erhalten, nicht bloß durch seine Theilnehmung an ihren Kriegen, sondern auch durch Vorstellungen und Unterhandlungen.

An diesen grossen König, den einzigen, der dem Chlodowig das Gleichgewicht hielt, und ihn in mehrern Stücken noch übertraf, wendete sich

auch der Thüringische König Hermannfried. Theodorich, der den Franken sehr abgeneigt war, errichtete mit ihm ein Freundschaftsbündniß, und überließ ihm seine Schwestertochter, die berüchtigte Amelberge, zur Gemahlin. Hermannfried schickte ihm, als dem nächsten Verwandten seiner Gemahlin, noch ehe er sie erhalten hatte, ein ansehnliches Geschenk, welches aus einer beträchtlichen Anzahl schöner Pferde bestand, wodurch das bestättigt wird, was schon Vegetius Renatus, ein Schriftsteller aus dem vierten Jahrhundert, von den Vorzügen der Thüringischen Pferde gerühmt hat. Hermannfried erreichte auf diese Art seinen Endzweck; denn dieser Verbindung mit dem Theodorich hatte er's hauptsächlich zu danken, daß die Franken ihn, und überhaupt die Thüringer in Ruhe liessen. Der stolze Ostgothenkönig, der sich gleich einem alten Römischen Kaiser benahm, konnte es aber auch dem Hermannfried nicht fühlbar genug machen, wie groß das Glück sey, das er ihm durch den Besitz der Amelberge verschaffte. In seinem Brief an den König Hermannfried, wo er zugleich eine Schilderung der erhaltenen Pferde beybringt, drückt sich unter andern Theodorich über die Amelberge folgendermassen aus: „Was konnten wir Euch wohl Schätzbareres geben, als daß wir euch mit einer so vortrefflichen Dame vermählen. — Wir überschicken euch hiermit eine Zierde Eures Hofes, eine

Stütze Eures Hauses, eine treue Rathgeberin in Euren Angelegenheiten, überhaupt eine Person, welche die Glückseligkeit Eures Ehestandes ausmachen, die Regierung mit Euch theilen, und an der Bildung Eures Volkes arbeiten wird. — Thüringen erhält an ihr eine Dame, welche in Italien gebildet, und auf eine vortreffliche Art unterrichtet und erzogen worden ist, und die nicht allein durch ihre Herkunft, sondern auch durch ihre weibliche Würde geziert ist. Ihr Betragen wird Eurem Vaterland eben so sehr, als seine Triumphe, zum Glanz gereichen." — Ob Theodorich von seiner Nichte richtig geurtheilt hat, wird gleich weiter erhellen.

Besser wär's gewesen, wenn diese in Italien gebildete Prinzessin gar nicht nach Thüringen gekommen wäre; denn sie war Schuld an dem Untergang ihres Gemahls, und an der völligen Unterjochung des ganzen Thüringens durch die Franken. Thüringen scheint ordentlich in dieser Periode dazu bestimmt gewesen zu seyn, durch böse Weiber in den Untergang zu gerathen: die Wollust der Basine machte es den Franken zinsbar, und die Ehrsucht der Amelberge half es vollends zerstören, und in eine Fränkische Provinz verwandeln. So siegt die Macht des Weltlaufs und die Gewalt der Leidenschaft immer über die Politik. — Die stolze Amelberge konnte es nicht ertragen, daß es ausser ihr noch zwey

Thüringische Königinnen gab, und daß Hermannfried nur einen Theil von Thüringen beherrschte. Ihr Gemahl sollte einziger König von Thüringen werden. Um ihm dieß recht sinnlich vorzustellen, ließ sie einst die Tafel nur halb decken, und sagte dem Hermannfried, als er nach der Ursache dieser Erscheinung fragte, ganz unverholen: Die Tafel desjenigen, welcher der Hälfte seines Reichs beraubt ist, darf nur halb besezt seyn. Dieß that die gewünschte Wirkung auf den ohnehin selbstsüchtigen Hermannfried, und er beschloß ohne weiteres Bedenken, seine zwey Brüder aus dem Weg zu räumen. Darauf überfiel er den einen, den Berthar, und brachte ihn um's Leben. Der andere hingegen, Baderich, durch diesen Vorfall gewarnt, sah sich besser vor, und entgieng den Nachstellungen des Brudermörders. Da machte es Hermannfried, wie sein gleichgesinnter Zeitgenosse, der Burgundische König, Godegiesel,*) und ersuchte die Franken um Beystand, damit er desto leich-

*) Godegiesel wünschte gern seinen ältern Bruder, Gundobald, zu verdrängen, und das Burgundische Reich allein zu beherrschen. Zu Erreichung dieser Absicht rief er den Clodowig zu Hülfe, und versprach ihm die Entrichtung eines Tributes. Gundobald ward in Kurzem geschlagen, zur Flucht genöthigt, und in Avignon vom Chlodowig belagert. Hier drehte

ter seinen Bruder überwältigen könnte. Der furchtbare Chlodowig lebte um diese Zeit nicht mehr, und sein Reich hatten die vier Söhne desselben unter sich vertheilt. Der eine, oder der älteste dieser vier Frankenkönige, Dietrich, residirte zu Metz, und sein Staat war dem Thüringischen am nächsten. Daher schickte Hermannfried insgeheim Gesandte an ihn, und ließ ihm die Hälfte des brüderlichen Reichs versprechen, wenn er durch seine Hülfsleistung einziger König von Thüringen würde. Dietrich, seinem Vater ähnlich, nahm diesen Vorschlag ohne langes Bedenken an, und zog dem Hermannfried mit einem Heere zu Hülfe. Beide giengen hierauf mit vereinigten Kräften wider den Balderich, der in einer Schlacht besiegt und erlegt wurde. Jzt verlangte Dietrich, daß Hermannfried den mit ihm geschlossenen Vertrag erfüllen sollte, wovon aber dieser nichts mehr wissen und hören mochte, zumal da der Fränkische König sich wieder nach Metz verfügt hatte. Dieß treulose Verfahren

---

sich aber das Blatt um. Denn Gundobald schloß mit dem Chlodowig einen Vergleich, und versprach ihm ebenfalls Tribut. Darauf wurde Godegiesel ermordet, und Gundobald riß, mit Chlodowigs Hülfe, das ganze Burgundische Reich an sich. Dieß geschah einige Zeit vor dem bösen Beginnen des Hermannfried, aber freilich nicht zu seiner Warnung.

nahm Dietrich sehr übel auf, und er suchte das, was er in der Güte nicht erhalten konnte, mit Gewalt zu erlangen. Da er der Macht des Hermannfrieds, des nunmehrigen Besitzers von ganz Thüringen, nicht gewachsen zu seyn glaubte: so schloß er mit seinem jüngern Bruder, dem König Chlotar, ein Bündniß, und versprach ihm, wenn sie den Hermannfried überwinden würden, einen Theil des eroberten Landes. In Kurzem sezte sich Dietrich nebst seinem Bruder Chlotar gegen Thüringen in Bewegung. Beym Aufbruch hielt er eine heftige Rede an seine Armee, worin er ihr alle die Drangsale lebhaft schilderte, welche die Thüringer in vorigen Zeiten den Franken angethan hatten, so daß diese dadurch von der stärksten Rachbegierde entflammt werden mußten. Muthvoll rückten nun die Franken nach Thüringen. Bey der ersten Schlacht, wozu es bald kam, bedienten sich die Thüringer einer Kriegslist, indem sie viele Gruben machten, und sie mit Rasen wieder so bedeckten, daß man keinen Unterschied auf dem Erdboden bemerkte. Wirklich stürzten auch viele Fränkische Reuter in diese Gruben, und das angreifende Heer der beiden Frankenkönige wurde dadurch nicht wenig in Unordnung gebracht. Doch bald genug lernten die Franken diese Fallgruben umgehen, und fochten nun desto wüthender, die Thüringer desto schlechter, weil sie ihre Kriegeslist, auf die sie zuviel gerechnet

hatten, vereitelt sahen. Nach einer grossen Niederlage floh Hermannfried bis an die Unstrut, wo er seine Thüringer wieder sammelte und aufstellte. Allein die schlauen Franken waren dem fliehenden Hermannfried auf dem Fuß nachgefolgt, und liessen ihm keine Zeit zur Erholung; sie griffen die Thüringer von neuem bey der Unstrut an, und machten ein entsetzliches Niedermetzeln unter ihnen, das bis auf den dritten Tag dauerte. Kaum konnte sich Hermannfried mit dem Ueberrest seiner Leute in eine an der Unstrut gelegene Festung retten. Dessen ungeachtet mußte Hermannfried immer noch Leute und Mittel zur Fortsetzung des Kriegs genug haben; denn Dietrich war, selbst nach der leztern Niederlage der Thüringer, unschlüssig, ob er den Hermannfried weiter nachfolgen, oder ob er in sein Reich zurück gehen sollte. Und als er endlich auf den Rath seines weisesten Ministers das Erstere wählte: so getraute er sich doch nicht allein die Macht des Hermannfried vollends zu zerstören, sondern er sah sich nach Beystand um, und zog die Sachsen mit ins Spiel.

Die Sachsen, diese nördlichen Nachbarn der Thüringer, waren damals eines der vornehmsten Völker in Teutschland, das von der Ost- und Nordsee nach und nach bis zum Rhein und zur Schelde sich ausgebreitet, und fast alle die Länder besezt hatte, die zu Niedersachsen und Westphalen gehören. Obgleich viele von ihnen seit der Mitte des

fünften Jahrhunderts sich in das von den Römern verlassene Brittanien versezt hatten: so waren doch die andern Sachsen noch eine sehr grosse und mächtige Nation, die in der Folge eine Hauptrolle spielte. Die Sachsen nahmen den Antrag des Königs Dietrich, ihm Beystand zu leisten, mit Vergnügen an, zumal da ihnen als Belohnung ein Theil des zu erobernden Landes versprochen wurde. Neuntausend Sachsen langten an der Unstrut an. Die Franken geriethen in Verwunderung, als sie diese grossen, starken und auf eine fürchterliche Art gerüsteten Leute sahen; und machten es, wie ehedem die Römer zur Zeit des Vitellius bey dessen Einzug in Rom die bey seiner Armee befindlichen Teutschen, als ungeheure, in schreckliche Thierhäute gehüllte, und mit grossen Spiessen bewaffnete Krieger ein ganz besonderes Schauspiel abgaben. Jzt war es aber selbst ein teutsches Volk, das sich über ein anderes teutsches Volk wegen seines barbarischen und kriegerischen Ansehens verwunderte. Die Franken bestaunten jedoch nicht blos ihre Hülfsgenossen, sondern sie geriethen auch ihretwegen in Besorgnisse, indem sie meinten, diese löwenartigen Leute würden nicht gut zu bändigen seyn, und sie könnten, wenn sie einen Theil des Thüringischen Landes bekämen, einst der Fränkischen Herrschaft sehr gefährlich werden. Dietrich, der nur den nahen Vortheil in Erwägung zog, achtete nicht

auf diese Besorgnisse, sondern er ließ sich von den Sachsen einen Eid schwören, und ermahnte sie, zur Eroberung der Stadt, worin Hermannfried eingeschlossen war, sich in Bereitschaft zu setzen.

Hermannfried war nun verloren. Ohne Verzug bestürmten die Sachsen am nächsten Morgen die Festung des Hermannfried, und steckten sie in Brand. Dieß Schauspiel war zwar mit einem heftigen Ausfall der Thüringer verbunden, und es erfolgte ein blutiges Treffen, das bis in die Nacht währte, und das selbst den Sachsen viele Leute kostete. Allein Hermannfried sah doch bald ein, daß er sich hinter seinen Mauern nicht lange behaupten könnte, und faßte daher den Entschluß, unter leidlichen Bedingungen sich zu ergeben. Sein Minister Iring, der mit allen königlichen Schätzen zum König Dietrich sich verfügte, wußte seinen Auftrag so eindringend und rührend vorzustellen, daß der Fränkische König dadurch bewogen wurde, dem Hermannfried das Leben zu schenken, und sich ohne Mitwissen der Sachsen mit ihm zu vergleichen. Die Unterhandlungen zwischen den Thüringern und den Franken wurden auch so heimlich betrieben, daß die Sachsen nichts davon erfahren haben würden, wenn nicht ein sonderbarer Zufall, ein Zwist zwischen einem Thüringer und Sachsen, ihnen das Geheimniß verrathen hätte. Die Sachsen, die treuen Gehülfen der Franken,

erstaunten, als sie erfuhren, was zwischen dem Hermannfried und Dietrich vorgieng; ja, sie entsezten sich, als sie von dem schrecklichen Entschluß hörten, den beide Könige gefaßt hatten, die Sachsen beym Anbruch des folgenden Tages zu überfallen und niederzuhauen. Doch dem Brudermörder Hermannfried gelang nichts weiter in der Welt, und alles war vergeblich, was er zu seiner Rettung versuchte. Schnell erholten sich die Sachsen von ihrer Bestürzung, als ein alter, ehrwürdiger Held unter ihnen, Namens Hathagast, die Hauptfahne ergriff, und seine Landsleute durch eine Rede ermunterte, ihm zur Stürmung der Festung des Hermannfried zu folgen. Es war um Mitternacht, als die Sachsen in der Stille anrückten, die unbewachten Mauern erstiegen, und mit einem grossen Geschrey plötzlich in die Stadt einbrachen. Die aus dem Schlaf geschreckten Thüringer geriethen in die größte Verwirrung, und wußten nicht, wozu sie schreiten sollten. Einige suchten zu entfliehen; andere taumelten auf den Gassen und Mauren herum; und noch andere rannten den Sachsen zu, in der Meinung, daß es Freunde wären. Allein die höchst ergrimmten Sachsen hieben Alles, was ihnen aufstieß, zu Boden, und schonten kaum das Leben der Unmündigen. So dauerte diese schreckliche Scene die Nacht durch bis zum Morgen, wo die aufgehende Sonne des Himmels dem Niedermetzeln ein

Ende machte, und den verlegenen Franken die Tapferkeit und Furchtbarkeit der Sachsen in einem neuem Licht zeigte. Besonders mußte dieser ganz unerwartete Auftritt dem König Dietrich sehr unangenehm seyn, ohne daß er deßhalb weiter etwas thun konnte, als sich zu verstellen, und die Sachsen wegen ihres entscheidenden Unternehmens gegen den Hermannfried zu loben. Was aber die Sachsen sowohl, als die Franken ärgerte, war der mißliche Umstand, daß der Thüringische König, ehe die Sachsen noch die Festung eroberten, Mittel gefunden hatte, sich mit den Seinigen durch die Flucht zu retten. Doch Dietrich wußte sich hier mit der Politik zu helfen. Unter feyerlichen Versprechungen der Sicherheit lud er den Hermannfried zu sich nach Zülpich ein; dieser gieng auch seines widrigen Schicksals müde, in die Falle, und stellte sich der Fränkischen Verstellungskunst zum Opfer. Denn einst, da der unglückliche Hermannfried mit Dietrich auf dem Wall von Zülpich spatzieren gieng, ward er unversehens durch eine unbekannte Hand herabgestürzt, so daß er auf der Stelle den Geist aufgab. Dieß war das traurige Schicksal des lezten Königs der Thüringer, das den Untergang der ganzen Thüringischen Königsfamilie nach sich zog. Die Kinder des Hermannfried ließ der grausame Dietrich erdrosseln; so wie Chlotar die Ermordung und Vertilgung der Söhne des Berthar auf sich

nahm. Nur die Amelberge, die durch ihren Stolz und boshaften Sinn an allem diesem Unglück Schuld war, kam sonderbarer Weise ungestraft davon, und entwischte mit einigen Kindern zu ihrem Bruder, Theudat, der damals die Ostgothen in Italien beherrschte. So kam das Ungeheuer des Verderbens aus Italien nach Thüringen, und kehrte auch, als das Unheil gestiftet war, nach Italien wieder zurück. Doch wer darf über den Gang der Dinge in der Welt urtheilen und über die Begebenheiten in der Völkerwelt richten? Wer kennt die Moral, nach welcher die Erde von oben herab regiert wird? Und wer weiß von den Gesetzen des heimlichen Gerichts, dem alle Menschen und Völker unterworfen sind, ohne daß sie seine Stimme vernehmen?

Hätten die Sachsen durch jenen schrecklichen Sturm in der Nacht sich den Franken nicht höchst furchtbar gemacht: so würden sie ohne Zweifel nichts von Thüringen erhalten haben, und mit dem treulosesten Undank in ihre Heimath geschickt worden seyn. So aber bekamen sie nicht nur die eroberte Festung, sondern auch das ganze Nordthüringen, das vom Harz bis an die Saale und Oberelbe sich erstreckte. Das südliche und westliche Thüringen hingegen kam unter die Herrschaft der Franken, und ward in eine ihrer Provinzen verwandelt. Dieß geschah nach dem Anfang des sechsten Jahrhunderts, oder unge-

fähr um die Jahre 530. Auf die Art wurde das Land der Thüringer in zwey Theile zerrissen, und dadurch der Anfang gemacht, daß nach und nach immer mehr davon getrennt wurde, bis der Name Thüringen blos auf das noch gegenwärtig sogenannte Land zwischen der Saale und der Werre eingeschränkt wurde. Auf die Art hatten die Franken wieder ein Volk, ein Volk mitten in Teutschland, unterjocht, und ihr ohnehin schon grosses Reich durch eine sehr beträchtliche Provinz erweitert. Auf die Art bekam die Fränkische Monarchie eine höchst gefährliche Ausdehnung vom Mittelmeer bis gegen die Elbe, die in der Folge dazu beytrug, daß die Karolinger eine Universalmonarchie in Europa errichten konnten.

Was half es also den Teutschen, daß sie noch vor kurzem ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Römer so tapfer vertheidigt hatten? Was nützten ihnen alle ihre fast beyspiellosen Anstrengungen und kriegerischen Unternehmungen, um dem Joch eines fremden Volks zu entgehen? Ein Volk aus ihrer Mitte erhob izt sein Haupt über alle teutsche Völker, und suchte das auszuführen, was die Römer nicht durchzusetzen vermochten. In der Schule der Römer gebildet, im ewigen Krieg mit ihnen militärischer gemacht, in Gallien durch die Römische Kultur vervollkommnet, spielten die gewandten Franken

die Rolle der Römer am Rhein glücklich fort, und unterwarfen sich in einigen Jahrhunderten nicht nur die allermeisten teutschen Völker in den vorigen Römerländern, sondern auch sogar ganz Teutschland bis zur Ostsee. Schon waren die Allemannen durch die Franken völlig besiegt, schon war das Reich der Burgunder durch sie zerstört, so wie das Reich der Westgothen geschwächt. Nun hatten sie auch das ansehnliche Reich der Thüringer vernichtet, und ihre Eroberungssucht trieb sie unaufhörlich an, immer mehrere Völker zu beunruhigen, und, wo möglich, ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Daher würde schon im sechsten Jahrhundert die fürchterliche Monarchie der Franken zu Stand gekommen seyn, und die Sachsen, die Friesen und andere Völker würden noch lange vor Karl dem Grossen das Fränkische Joch getragen haben, wenn das Theilungssystem des frühen Mittelalters, und die dadurch veranlaßte innere Zerrüttung von Frankreich es nicht verhindert hätten. — So sezt eine Nation fort, was eine andere angefangen hat; und so geschieht am Ende das, was geschehen soll, und was der Weltlauf erfodert, auch wenn anfangs kein Schein dazu vorhanden ist. Doch da Teutschland einmal unter fremde Herrschaft kommen sollte: so war es besser, es gehorchte eine Zeit lang den Franken, als den Römern. Denn unter diesen leztern

würden

würden die Teutschen ihre Sprache, ihr Gesitte, ihre Originalität und selbst ihre Energie gar bald verloren haben, welches aber unter der fränkischen Herrschaft nicht geschah, und auch nicht geschehen konnte, da die meisten teutschen Völker, als sie der Uebermacht der Franken unterlagen, sich dessen ungeachtet ihre Sitten und Gewohnheiten vorbehielten.

Uebrigens war es kein Wunder, daß die Franken in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung, vorzüglich in Teutschland, solche grosse Dinge ausführten. Die Franken hielten, wider die Gewohnheit der andern teutschen Völker, sehr viel auf Kavallerie und auf den Dienst der Pferde, und hatten sich durch ihre Kriege mit mancherley Völkern, wie gegenwärtig ihre Nachkömmlinge, eine solche Geschicklichkeit im Kriegswesen und Kriegführen erworben, daß selbst der grosse Oströmische Feldherr, Narses, sich darüber verwunderte. Die Franken waren überdieß durch die Eroberung einer der größten, der kultivirtesten und schönsten Römerprovinzen zu tausend Vortheilen gelangt, die den in Teutschland zurückgebliebenen Völkern entgiengen. Die Franken, besonders unter ihrem grossen Chlodowig, verstanden eben auch diese Vortheile ziemlich gut, und je länger je besser zu benutzen. Dieß bewiesen sie dadurch, daß sie nicht ohne Mässigung und Men-

schenliebe gegen die Gallier und Römer verfuhren, und sie im Genuß ihrer alten Sitten, Gewohnheiten und Freyheiten liessen; dadurch, daß sie die Gallier zu Civil- und Kriegsbedienungen, überhaupt in vielen wichtigen Angelegenheiten gebrauchten; dadurch, daß sie die Gallier und die Römer in allen Künsten des Friedens als ihre Lehrer betrachteten, und gleich anfangs die Religion derselben, nach und nach aber auch ihre ganze Kultur, und sogar ihre Sprache annahmen. Dieß und mehreres machte die Gallier zu treuen Unterthanen der Franken, und sie waren mit ihrer neuen Herrschaft zufrieden, zufriedener noch, als mit der römischen Regierung; vorzüglich gefielen den Galliern die weisen Einrichtungen und Anordnungen des grossen Chlodowig; daher er nicht sowohl als ein Ueberwinder, sondern als ein gemeinschaftlicher Vater der Sieger und der Besiegten betrachtet wurde. Dadurch kamen die Franken in der Civilisation und Kultur schnell weiter, und sie übertrafen in dieser Hinsicht fast alle andere Nationen, am meisten die, welche dißseits des Rheins geblieben waren. — Bey allem dem behaupteten die Franken ihre Selbstständigkeit und ihren teutschen Charakter. So wie sie sich in den Künsten des Friedens nach den Galliern bequemten; eben so mußten sich diese nach den Kriegs- und Staatsgesetzen der Franken richten, und die Sitten der Römer

mit den teutschen Gebräuchen in diesen Punkten vertauschen. Dieß war das erste Meisterwerk teutscher Staatskunst, das auch die größten Folgen nach sich zog. Denn nun verschwand aus Gallien jene Trägheit, jene Muthlosigkeit, jene Unterdrückung des Geistes, welche die Einführung des Despotismus der römischen Kaiser erfoderte. Dagegen verbreitete sich die kriegerische Denkungsart der Franken unter den Galliern, und die wilde Rauhigkeit der Sieger, die den Stolz der teutschen Tapferkeit beybehielt, machte aus den Galliern wieder das, was sie ehmals waren, machte sie zu abgehärteten und tapfern Kriegern. Auf die Weise mischte sich in Gallien die teutsche Natur und Simplicität mit der gallischen Kunst und Eleganz, die teutsche Energie mit der gallischen Gewandtheit, kurz, das Römische mit dem Teutschen, doch so, daß das Leztere mehr hervorstach und die Oberhand behielt! Auf die Weise bildete sich zwischen dem Rhein und der Loire ein Volk, das aus Galliern, Römern und Teutschen zusammenschmolz, und dessen Charakter in der Reinigkeit seines Ursprungs eine Mischung von gallischer Gutmüthigkeit, von römischem Stolz und von fränkischer Lebhaftigkeit war! War es da ein Wunder, wenn die Franken ein neues Römervolk wurden, das vor allen andern teutschen Völkern hervorragte, und nach und nach die Herrschaft über diesel-

ben sich verschafte? War es da ein Wunder, wenn die ersten Merovinger, und besonders die ersten Karolinger alles vor sich her eroberten, und die Thüringer und die Sachsen so gut, wie die Slaven und die Avaren ihrer Gewalt unterwarfen? So wenig es auffällt, wenn die Römer in den Jahrhunderten, wo ihr Staat noch gesund war, über alle Barbaren siegten: eben so wenig darf uns die Superiorität der Franken über die andern Teutschen auffallen; denn die Nationen Germaniens verhielten sich in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerauswanderung zu den Franken nicht viel anders, als ehemals die Barbaren zu den Römern.

Versuch
einer
thüringischen Volksgeschichte.

Zweyte Periode.

Die zweyte Periode der Geschichte von Thüringen ist in mehr als einer Hinsicht die wichtigste, die es für dieses Land giebt; denn während derselben wurden die Gründe zu allem gelegt, was seitdem in und an Thüringen zum Vorschein gekommen ist. Der Verfasser führt diese zweyte Periode der Thüringischen Geschichte bis dahin fort, wo Teutschland anfängt, einen eigenen selbstständigen Staat zu bilden, und wo folglich Thüringen nicht mehr als eine Provinz von Frankreich, sondern wieder als ein teutsches Land erscheint. Diese ganze Zeit, die sich vom Untergange des Thüringischen Königreichs bis auf den Kaiser Ludewig den Frommen und seine Söhne, oder bis zur Mitte des neunten Säkulums erstreckt, also über dreyhundert Jahre in sich begreift, diese lange Zeit stellt äusserlich fast weiter nichts dar, als einen Kampf zwischen Knechtschaft

und Freyheit, als eine Reihe von Versuchen und Anstrengungen der Thüringer, theils glücklicher, theils unglücklicher, um sich von der Herrschaft der Franken wieder los und unabhängig zu machen. Zwar wurde Thüringen von den siegenden Franken ziemlich gelinde behandelt, und ein Tribut von fünf hundert Schweinen, die jährlich in die königliche Küche geliefert werden mußten, war alles, was ihm auferlegt wurde. Allein die Thüringer besaßen ein viel zu lebhaftes Gefühl der Freyheit, als daß sie sich selbst bey diesem gelinden Verfahren der Franken hätten beruhigen sollen; frey wollten sie seyn, ein eignes, unabhängiges Volk wollten sie seyn, einen selbstständigen Staat wollten sie vorstellen, und nichts war im Stande, ihnen diese Ideen zu entreissen. — Kein Volk der Erde darf auch je gegen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit gleichgültig werden, wenn es auf den Namen und die Würde eines Volks Anspruch machen will; und alles Mögliche muß versucht, muß gethan werden, um zu verhindern, daß ein Volk nicht unter die Knechtschaft einer fremden Nation gerathe, oder nicht in derselbe bleibe, wenn es so unglücklich gewesen ist, in die Sklaverey gestürzt zu werden. Möchte der starke, edle Sinn der alten Thüringer für Selbstständigkeit und Nationalwürde jezt ganz Teutschland von einem Ende bis zum andern beleben, und alles für

die Erhaltung der teutschen Freyheit in Bewegung setzen!

Es ist wahr, wenige Völker sind jemals von andern bezwungen, und um Freyheit und Selbstständigkeit gebracht worden, die nicht einen oder mehrere Versuche gemacht haben sollten, sich in ihre vorige Verfassung zu setzen. Daß aber ein völlig besiegtes Volk so oft, ja, mehrere Säkula hindurch zur Wiedererlangung seiner Selbstmacht sich in Bewegung bringt, dieß gehört unter die historischen Seltenheiten und gereicht den alten Thüringern, überhaupt den alten Teutschen zur größten Ehre. Kaum würde sich diese Erscheinung erklären lassen, zumal da man hier zu bedenken hat, mit was für einem grossen und mächtigen Staat die Thüringer es jedesmal aufnehmen mußten, wenn nicht äussere Umstände sich eingemischt, und die Thüringer bey ihren kühnen Unternehmungen begünstigt hätten, oder wenn nicht die Monarchie der Franken, wenn nicht der innere Zustand derselben die Gründe zu den öftern Abfällen der Thüringer enthielte. Daher scheint es nöthig zu seyn, vor allen Dingen eine Schilderung vom Staat der Franken im sechsten und siebenten Jahrhundert zu entwerfen, um dadurch die Geschichte der Thüringer in der zweyten Periode desto besser verstehen zu können.

Wer die Geschichte der Ptolemäer in Aegypten und die Geschichte der Seleuciden in Syrien kennt, der dürfte sich vielleicht die richtigste Idee und Vorstellung von der Beschaffenheit der Dinge in Frankreich, seit dem Tod des Chlodowig machen können. Mit jenen beiden Dynastien hat die Herrscherfamilie der Merovinger unstreitig die meiste Aehnlichkeit; nur daß die Merovinger es noch weit ärger gemacht haben, als die Seleuciden und die Ptolemäer, und daß es in Frankreich während des sechsten und siebenten Jahrhunderts noch schrecklicher zugegangen ist, als in Syrien und in Aegypten unter den genannten beiden Königshäusern. Die Geschichte der Merovinger ist mit einem Wort die eckelhafteste und traurigste in Europa, ist ein fast ununterbrochenes Gewebe von den größten Lastern, von Ehebruch, Blutschande und Meineid, von Mordthaten, Grausamkeiten und Bürgerkriegen. Die meisten Könige vom Merovingischen Stamm, besonders bis auf Dagobert den Ersten, betrugen sich als wilde Barbaren, als gefühllose Tyrannen, die alle göttliche und menschliche Gesetze mit Füssen tratten. Am weitesten trieben aber die Schandthaten und die Gräuel der Merovinger zwey Königinnen, zwey weibliche Ungeheuer, die Fredegunde und die Brunehild, die zu Ende des sechsten Jahrhunderts ganz Frankreich, obgleich in verschiedenen Staa-

ten, eine Zeit lang beherrschten. Die eine dieser Furien, die Fredegunde, ließ zwey Könige, zwey Königinnen, und zwey königliche Prinzen gewaltsam aus der Welt schaffen, und noch viele andere Personen von hohem Rang umbringen, deren Untergang sie zur Erhaltung ihrer Hoheit und Sicherheit nothwendig zu seyn glaubte. Die andere Furie, die Brunehild, wenn sie auch, wie es heißt, an dem Tod von zehn Königen nicht immer Schuld war; so erscheint sie doch als eine der boshaftesten und ränkevollsten Weibspersonen, die es je gegeben hat, und die so viel Unglück und Elend in Frankreich anstiftete, daß man wenig oder nicht gerührt wird, wenn man endlich auf ihren ganz beyspiellosen Untergang stößt. — Doch auch vorher, ehe diese weiblichen Ungeheuer auftraten war Frankreich ein Schauplatz des Entsetzens, wo Herrschsucht und Rachgier einen innerlichen Krieg nach dem andern erzeugten, und wo Verträge und eidliche Verbindungen Spielwerk waren. Unmenschlicher können verschiedene Religionsverwandte nicht mit einander kriegen, als hier Brüder mit Brüdern, und Christen mit Christen; Freunde, Feinde, Häuser, Scheuern, Kirchen, alles wurde ohne Unterschied geplündert und verheert. Die nächste Blutsverwandtschaft vermochte nicht, der Eroberungswuth Schranken zu setzen; mehr als ein König vertilgte aus Habsucht ganze Zweige

seines Stammes, und über die schrecklichen Auftritte, welche vor der Herrschaft der Karolinger die königliche Familie zerrütteten, empört sich das ganze Gefühl der Menschheit. Kurz, Frankreich befand sich unter den Merovingern fast immer in sehr traurigen und elenden Umständen, woran das unpolitische Theilungssystem die meiste Schuld hatte.

Gleich die vier Söhne des grossen Chlodowig: Dietrich, Klodomir, Childebert und Klotar, die sich in das väterliche Reich theilten, eröffneten das grosse Trauerspiel der Merovinger auf folgende Art: Dietrich faßte gegen das Leben des Klotar, der ihm doch in Thüringen so treulich geholfen hatte, den schwärzesten Mordanschlag, und wollte ihn bey einer veranstalten freundschaftlichen Unterredung durch versteckte Soldaten umbringen lassen; aber ein Zufall vereitelte dieses schreckliche Vorhaben. Klodomir hingegen fiel wirklich auf Anstiften des Dietrichs in einer Schlacht mit den Burgundern, worauf sich der Mordstifter nebst den andern Brüdern in Klodomirs Reich theilte. Die unmündigen Prinzes des Unglücklichen wurden nicht nur von dieser Theilung gänzlich ausgeschlossen, sondern auch bald darauf im königlichen Pallast von Klotar und Childebert aufs unmenschlichste des Lebens beraubt; nur der kleinste konnte

mit der grössten Gefahr gerettet, und in ein Kloster gebracht werden. Noch mehr. Als Dietrich in Thüringen Krieg führte: so fiel Childebert auf ein blosses Gerücht von der Niederlage und dem Tod seines Bruders in die Länder desselben ein, und suchte sie an sich zu reissen, wodurch lauter blutige Händel in Frankreich veranlaßt wurden. Und als Theodobald, Dietrichs Enkel, starb, so nahm Klotar allein von seinem Reich oder von Austrasien Besitz, und wies den Childebert, dem eigentlich die Hälfte von Austrasien gehört hätte, mit Gewalt zurück. Aus Rache verleitete Childebert in der Folge einen von den Prinzen des Klotar zu einer förmlichen Empörung gegen seinen Vater, unterstüzte ihn dabey, und stiftete einen verderblichen Bürgerkrieg, der sich damit endigte, daß der unglückliche Prinz geschlagen, mit Weib und Kindern gefangen, in eine Hütte gesperrt und verbrannt wurde.— Dieß war die erste Scene von der Tragödie, welche die Merovinger unter einander in Frankreich aufführten!— Klotar wurde zulezt auf eine kurze Zeit der einzige Beherrscher der fränkischen Monarchie. Allein zum Unglück hinterließ er, wie Chlodowig, vier Söhne, die sich durchs Loos in die fränkischen Staaten theilten. Diese vier königlichen Brüder: Chilperich, Siegebert, Charibert und Guntram lieferten die zweyte Scene von der Mero-

vingischen Tragödie. Aber sie machten es dabey noch weit schlimmer, als jene vier Brüder, und des Mordens, des Bürgerkriegs, des schändlichen Gräuels war unter ihnen kein Ende. Doch wer will dieses Trauerspiel weiter enthüllen? Genug, diese und andere Auftritte, Unruhen und Brüderkriege in Frankreich waren es, welche den Thüringern bey ihren Unternehmungen, sich wieder zur Freyheit zu verhelfen, zu Statten kamen, und worinn sie ein paarmal, z. B. zu Anfang des siebenten Säculums mit verwickelt wurden.

Noch vortheilhafter aber war den Thüringern ein anderer Umstand, nämlich der, daß die Sachsen und die Franken gar bald die ärgsten Feinde von einander wurden, und sich wechselseitig ohne Aufhören beunruhigten und bekriegten. Schon unter Dietrich, dem Nämlichen, der die Sachsen wider die Thüringer zu Hülfe gerufen hatte, giengen diese Händel an, die jedoch dießmal so unglücklich für die Sachsen abliefen, daß sie in einer Schlacht überwunden und zur Entrichtung eines Tributs von mehrern hundert Kühen gezwungen wurden. — Jezt standen also die Thüringer und die Sachsen fast in einerley Verhältniß zu den Franken, und dieß erzeugte bey ihnen eine und dieselbe Tendenz, sich wieder von Frankreich los zu machen. Beide Völker vereinigten sich daher

nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts mit einander, um sich der fränkischen Schatzhoheit zu entziehen. Allein auch dieser Versuch mißglückte. In einer blutigen Schlacht wurden zuerst die Sachsen an der Weser geschlagen; dann rükten die Franken nach Thüringen, verübten da alle Arten von Verheerungen, und zwangen dadurch die Thüringer zu neuer Unterwerfung und Ruhe.

Das Stillhalten der Thüringer unter der Herrschaft der Franken ward eine Zeit lang noch durch äussere Ursachen befördert, oder durch die Einfälle der furchtbaren Avaren in Thüringen, wodurch es nicht blos grosse Verwüstungen erlitt, sondern auch den Schauplatz des Krieges zwischen den Avaren und den Franken abgab. Diese Bedrängnisse, worinn Thüringen durch die wilden und grausamen Avaren, die zweyten Hunnen, versezt wurden, dauerten bis zu Ende des sechsten Säculums; und als sie aufhörten, fiengen die Slaven oder Wenden, besonders die Sorben, an, die Thüringer aufs grausamste heimzusuchen. Darüber kam es zu blutigen Händeln zwischen den Franken und Wenden, die aber nichts entschieden, und weder Thüringen, noch andere fränkische Länder von den häufigen und verheerenden Einfällen der Sorben und der Wenden befreyeten. Deßwegen sah sich endlich der fränkische König, Dago-

bert, genöthigt, eine Aenderung im fränkischen Kriegswesen zu treffen, und es einem besondern Herzog oder Oberbefehlshaber anzuvertrauen. Der Mann, dem Dagobert die wichtige Würde eines Herzogs von Thüringen ertheilte, hieß Radulf oder Rudolph, der demnach als erster Herzog dieses Landes erscheint, und zwar um die Jahre 630.

Radulf, ein Mann von Muth und Unternehmungsgeist, schlug die Wenden mehr als einmal, und verschafte in kurzem den Thüringern vor diesen wilden Feinden Ruhe. Allein Radulf wollte mehr thun, als blos die Wenden zu Paaren treiben; er wollte auch Thüringen der Herrschaft entreissen, und es vom neuen zu einem selbstständigen Staat erheben. Die Ausführung dieses Entwurfs war bey der Grösse der fränkischen Macht mit sehr grossen Schwierigkeiten verbunden. Doch da Radulf auf die eifrigste Unterstützung der Thüringer rechnen konnte; überdieß ein sehr mächtiger baierischer Herr, Namens Farus, sich mit ihm verband: so brach er los, und suchte seinen Plan zu verwirklichen. Es kam auf die Art ums Jahr 640 zu einem förmlichen Krieg zwischen den Franken und den Thüringern, und einem Theil der Baiern. Die Leztern waren darinn unglücklich, und Farus wurde nebst einer grossen Zahl seiner Leute erschlagen. Darauf rükten die Franken durch den

Buchenwald in das heutige Thüringen, wo Radulf, wie einst Hermannfried, in einer Festung an der Unstrut sich gelagert hatte. Radulf ließ die Franken anrennen, und that dann mit seinen Thüringern einen so muthigen Ausfall auf die Franken, daß mehrere Tausende von ihnen nebst ihren Anführern auf dem Platz blieben, und die Uebrigen dadurch allen Muth verloren. Der junge König der Franken, Siegebert, brach über das Unglück seiner Leute in Thränen aus, und er und seine Minister wußten sich nicht anders aus dieser traurigen Lage zu helfen, als daß sie Gesandte an den Radulf abschickten, und um einen freyen und sichern Abzug anhalten liessen, der den Franken von den Thüringern auch gern bewilligt wurde.

Seit dieser grossen Begebenheit waren die Thüringer eine Zeit lang so gut, wie frey und unabhängig, und ihr Herzog oder Fürst fieng an die Rolle eines alten Thüringischen Königs zu spielen, indem er mit den Sachsen, selbst mit einigen Wendischen Völkerschaften Bündnisse schloß, und sich auf alle Art zu befestigen suchte, womit aber die Nachbarn der Thüringer nicht recht zufrieden waren, weil sie eher einen entfernten, als einen nahen König leiden wollten. Dessen ungeachtet behauptete sich Radulf tapfer bey seiner Herrschaft, und er hatte darinn seinen Sohn Hetan oder Heden zum Nachfolger.

Dieser Hetan nahm, nach dem Beyspiel Radulfs, seinen Sitz in Südthüringen, oder im heutigen Franken, und zwar auf einem Schloß in der Nähe des jetzigen Würzburg. Nicht immer konnte er sich so, wie sein Vater, in Absicht auf die fränkische Monarchie benehmen, weil sich die Lage der Dinge in derselben etwas verbessert hatte, und Chlodowig der Zweyte sogar, obgleich nur auf kurze Zeit, der einzige Beherrscher aller fränkischen Länder wurde. Daher mußte Hetan auf Befehl dieses Königs auch einen Feldzug mitmachen, in welchem er, allem Anschein nach, sein Leben einbüßte. Desto glücklicher spielte dagegen einer von den Söhnen dieses Hetan, Namens Gotzbert oder Theobald seine Rolle in Thüringen. So unabhängig, wie sein Großvater Radulf, herrschte dieser Gotzbert über Thüringen, und er betrachtete sein Herzogthum als ein Königreich, in welchen Ideen ihn der damalige verwirrte Zustand von Frankreich und das böse Beyspiel des Majordomus, Pipin von Herstall, vorzüglich bestärkten. Gotzbert hielt es daher auch mit dem unbezwinglichen Pipin, und unterstüzte ihn sogar, nicht nur im Krieg gegen seine Nebenbuhler, sondern höchst wahrscheinlich auch bey seinen Feldzügen gegen die Friesen und ihren Herzog Radbot, der sich der fränkischen Herrschaft entzogen, und unter dem Titel eines Königs unabhängig gemacht hatte.

Gern

Gern hätte es Pipin mit dem Thüringischen Herzog Gotzbert eben so gemacht, wie mit diesem Radbod; allein weil er der mächtigste teutsche Fürst war, überdieß die Herzoge in Baiern und Schwaben und andere Grosse der fränkischen Monarchie mit Souveränitätsgedanken umgiengen: so mußte er viele Nachsicht für ihn haben, und ihn in Thüringen nach Willkühr verfahren lassen.— So dauerte dieß fort bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts, wo Hetan der Jüngere, als neuer Herzog von Thüringen und als Nachfolger des Gotzbert auftritt. Dieser Hetan, seinen Vorgängern gleich, führte mit den damaligen mächtigen Oberhofmeistern oder Herzogen der fränkischen Monarchie einerley Titel, welches sehr deutlich seinen hohen Stand verräth, und zugleich als Beweis gelten kann, daß er sich bey dem bisherigen ziemlich eigenmächtigen System der Thüringischen Herzoge glücklich zu behaupten wußte. Wie Gotzbert, so nahm auch Hetan Theil an den Unternehmungen oder vielmehr Usurpationen der Großhofmeister in Frankreich, und wahrscheinlich zog er nebst seinem Sohn Thüringer dem berühmten Karl Martell wider den König Chilperich den Zweyten zu Hülfe; aber eben so wahrscheinlich blieben auch beide in der sehr blutigen Schlacht bey Vinu im Jahr 717, weil man nachher weder von Hetan, noch von seinem Sohn Thü-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ringer etwas in der Geschichte findet, obgleich zwey Jahre später, bey Gelegenheit der ersten Erscheinung des grossen Bonifacius in Thüringen fast nothwendig ihrer hätte Erwähnung geschehen müssen. — Nach diesem Hetan dem Jüngern findet sich im achten Jahrhundert weiter kein Thüringischer Herzog, und diese Würde gieng also, wenigstens eine Zeit lang, ein. Dieß hatte seinen Grund in der grossen Veränderung der Dinge, die in Frankreich allmählig eingeleitet worden waren, und die hier in der Kürze beschrieben werden muß:

Der Merovingische Königsstamm artete nach und nach in physischer und geistiger Hinsicht dergestalt aus, daß die Könige desselben, besonders seit Dagobert dem Ersten, meistens schwache, träge und fromme, zum Theil aber auch minderjährige Herren waren, die von der Energie und der kriegerischen Gewandtheit ihrer Vorgänger kaum einen Begriff haben mochten. Diese Umstände benuzten die obersten Staatsminister der Merovinger, die sogenannten Majoresdomus, die, in Großveziere umgewandelt, je länger je mehr Macht und Ansehen sich verschaften, und die Könige in Schatten stellten. Dieß geschah vorzüglich seit den Jahren 620, wo die Pipiner, oder die Karolinaer als Majoresdomus auftratten. Diese Karolinger, dazu bestimmt, ein

neues Königsgeschlecht in Frankreich zu werden, dabey ausgerüstet mit Geist und Kraft, und fähig, im Feld und im Kabinet sich hervor zu thun, betrugen sich gleich anfangs so, als wenn sie diese ihre erhabene Bestimmung geahndet hätten. Daher suchten sie geradezu die Würde des Majordomus in ihrem Haus erblich zu machen; und wirklich war es auch Grimoald, der seinem Vater Pipin in der Oberhofmeisterschaft folgte, und dadurch das erste Beyspiel dieser Art aufstellte. Allein dessen ungeachtet, mußten sich die Karolinger mühsam und durch alle Mittel emporkämpfen, sie mußten viele Neben- und Mitbuhler besiegen, und manche gefahrvolle Unternehmung bestehen, ehe sie ihren Zweck erreichen, und die oberste Gewalt ganz in ihre Hände bringen konnten. Doch weil in der Familie der Karolinger ein immer grösserer Mann nach dem andern zum Vorschein kam, und alle grosse Eigenschaften eine Zeit lang in ihrem Haus fast erblich wurden: so konnte es ihnen nicht fehlschlagen, und es mußte zulezt das grosse Resultat aller ihrer Bemühungen und Anstrengungen zur Vollendung kommen. — Schon Pipin der Zweyte, ein Enkel des Ersten, erhob sich zum einzigen Majordomus in den drey damaligen Staaten von Frankreich, und dieses ganze Land stand unter seinem Befehl, obgleich ein Merovinger noch den königlichen Titel behielt: von dieser Zeit an fiel das Ansehen der

Könige in Frankreich noch mehr, und sie waren in der That weiter nichts, als blosse Schattenbilder von Regenten; selbst ihre Leibwache hieng vom Majordomus ab, und sie wurde nur deßwegen hingestellt, damit keine dem Majordomus verdächtigen Personen mit dem Könige sprechen konnten. — Leicht hätte sich Pipin der Zweyte den Weg zum Thron selbst bahnen, und statt des Titels eines Herzogs der Franken den Namen eines Königs der Franken annehmen können; allein aus Politik vermied er den größten Fehler, den Cäsar in seinem ganzen Leben begangen hat, indem er aus Eitelkeit den Königstitel annahm, und sich nicht, wie Pipin mit der blossen königlichen Gewalt begnügte. Daher starb auch Pipin ruhig auf einem Todesbette, und sein Sohn Karl, mit dem Beynahmen der Hammer, trieb und brachte es noch weiter. Karl betrachtete das Königreich Austrasien als ein von seinem Vater ererbtes Eigenthum, und ließ sich ohne Umstände zum Herzog von Austrasien ausruffen, ob er ihm gleich aus Staatsklugheit noch das Bild eines Königs gab, während er den wackern König von Neustrien, Chilperich den Zweyten bekriegte und überwältigte, worauf er ganz Frankreich, man kann sagen, unter seine Gewalt brachte. Er benahm sich auch in und ausserhalb Frankreich völlig als Beherrscher desselben, und vertheilte sogar, als er starb, die fränkische Monarchie unter seine

drey Söhne, Karlmann, Pipin und Griffo. Der mittelste dieser Brüder, Pipin der Dritte, war es, der endlich den größten und wichtigsten Schritt that, und eine neue Dynastie in Frankreich stiftete, dadurch, daß er nach einigen Unterhandlungen mit dem Pabst sich förmlich zum König von Frankreich ausruffen ließ, und den lezten Scheinregenten der Merovinger, Childerich den Dritten, in ein Kloster sperrte.

Diese unblutige Revolution in Frankreich, welche die Karolinger stifteten, brachte in Teutschland, wie späterhin fast in ganz Europa, grosse Veränderungen hervor; unter andern war sie Schuld, daß Thüringen ohne Herzoge blieb, und daß die Regierung dieses Landes, wie zuvor, mehrern Grafen überlassen wurde. Es scheint auch, als wenn Karl Martell die bisher der Unabhängigkeit gewohnten Thüringer durch einen kriegerischen Besuch, den er ihnen gelegentlich abstattete, wieder etwas eingeschränkt, und in ihr altes unterwürfiges Verhältniß zu Frankreich mehr zurück geleitet habe; denn die Thüringer werden ausdrücklich unter den Völkern aufgeführt, die durch diesen Karl um das Jahr 720 der fränkischen Monarchie gleichsam von neuem unterthänig gemacht worden sind. — Die Thüringer schikten sich in die veränderten Zeitumstände, und gehorchten den furchtbaren Ka-

rolingern, wie ehemals den erstern Merovingern; sie handelten auch darinn klüger, als die andern teutschen Völker, z. B. die Baiern, die Schwaben, die Friesen, die Sachsen, die sich von einem Mal zum andern gegen die neue Dynastie in Frankreich empörten, aber nicht zu ihrem Ziel kamen, und endlich alle unterliegen mußten. Unstreitig trug auch der heilige Bonifacius, der um diese Zeit in Thüringen weit und breit das Christenthum predigte, und alles mit unwiderstehlichem Eifer demselben zu unterwerfen anfieng, — viel dazu bey, daß sich die Thüringer seit dem Abgang ihrer Herzoge gegen die Franken eine geraume Zeit ruhig verhielten.

Dazu kamen jezt neue Ursachen, die jedoch den Mangel eines Herzogs in Thüringen recht fühlbar machten, und die Thüringer und die Franken aufs äusserste beschäftigten. Dieß waren die grausamen Einfälle der Sachsen in Thüringen. Die Sachsen waren und blieben immer das alte, wilde, unbändige und kriegslustige Volk, das allen benachbarten Nationen ausserordentlich zur Last fiel, und das im achten Jahrhundert Thüringen ärger plagte und verheerte, als vorher die Avaren und die Wenden. Da Thüringen wieder ein Theil der fränkischen Monarchie war, überdieß auch das Chri-

stenthum in Thüringen einen schleunigen Fortgang hatte; die Sachsen aber die heftigsten Feinde der Franken und der Christen waren: so reizte sie dieß ärger als je, Thüringen anzufallen, und mit Feuer und Schwerdt darinn zu wüthen. Vornämlich richteten sie in den Jahren 726 und 727 solche grosse Verwüstungen in Thüringen an, daß ganze Gegenden desselben in Einöden verwandelt wurden, und deßhalb der fränkische Regent, Karl der Hammer, zu einem besondern Feldzug gegen die Sachsen sich entschliessen mußte. Karl, der furchtbarste Krieger seiner Zeit, züchtigte und demüthigte die Sachsen auf's empfindlichste, und zwang sie nicht nur zur Ruhe, sondern auch zur Herausgabe eines Stücks vom fränkischen Thüringen, das sie sich seit einiger Zeit angemaßt hatten. So blieb die Lage der Dinge, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Streifereyen der Sachsen in Thüringen, bis nach dem Tod des unüberwindlichen Karl Martell, wo die Sachsen neue Verwüstungen in Thüringen verübten, aber in kurzen von den beiden fränkischen Regenten, Karlmann und Pipin, nachdrücklich zurück geschlagen wurden. Die Sachsen suchten sich bald darauf an den Franken zu rächen, indem sie den mißvergnügten Stiefbruder Pipins und Karlmanns, Griffo, der durch Thüringen mit einem beträchtlichen Heer zu ihnen zog, aus allen Kräften unterstüzten, und ihm sogar die

Stelle eines Oberfeldherrn anvertrauten. Alles vergeblich. Schnell rückte Pipin mit einem grossen Heer nach Thüringen und ins Land der Sachsen, das er verheerend und verwüstend durchzog, und die Sachsen dergestalt in die Enge trieb, daß sie die Vertheidigung des Griffo aufgeben, und selbst von neuem einen jährlichen Tribut an die Franken entrichten mußten. Dieß ereignete sich ungefähr um die Mitte des achten Jahrhunderts, und war das Vorspiel von der gänzlichen Ueberwältigung der Sachsen, folglich des ganzen Teutschlands durch den Ausgezeichnetsten und Mächtigsten aller Karolinger, durch Karl den Grossen, der im Jahr 771 einziger Beherrscher der fränkischen Monarchie wurde. Karl, dazu erkohren, in Teutschland eine andere und höhere Ordnung der Dinge zu begründen, faßte nicht lange nach dem Antritt seiner Regierung den Plan, die Sachsen, es koste, was es wolle, zur Annahme der fränkischen Verfassung und des Christenthums zu bringen, und er ruhte auch nicht eher, bis er sein Vorhaben durchgesezt hatte, ob ihm gleich die Sachsen einen fast beyspiellosen Widerstand entgegen stemmten.

Im Lauf dieses schrecklichen Krieges zwischen den Franken und den Sachsen thaten die Thüringer, theils von den Sachsen angereizt, theils durch Kriegslasten zu sehr beschwert, noch einen Versuch, aber einen sehr unzeitigen und un-

glücklichen Versuch, sich gegen die Franken zu empören, und ihre alte Freiheit zu behaupten. Karl erhielt geschwind von diesem heimlichen Anschlag eine, wiewohl unvollkommene Anzeige; daher stellte er sich in der Sache unwissend, um erst genauere Nachrichten einzuziehen. Die Thüringer liessen ihn jedoch nicht lange wegen ihres Vorhabens in Ungewißheit, und ein Nebenumstand beschleunigte den Ausbruch der Empörung. Einer der vornehmsten Thüringischen Grossen, zugleich ein Oberhaupt der Verschwörung, Namens Hartrath, weigerte sich nämlich, einem fränkischen Baron seine Tochter, die er ihm versprochen hatte, verabfolgen zu lassen; und da dieß als eine grosse Beleidigung auf fränkischer Seite aufgenommen wurde: so brach er los, und ermunterte fast alle Thüringer, selbst die benachbarten Sachsen und Wenden, zur Ergreifung der Waffen gegen die Franken. Karl ließ ihnen aber nicht viele Zeit zu weitern Schritten, sondern er schickte gleich ein Kriegsheer nach Thüringen, das die Güter der Aufrührer verwüstete. Die Thüringer, durch die fränkische Schnelligkeit überrascht, liessen den Muth sinken, und flohen zum Theil nach Fulda, um bey den Gebeinen des heiligen Bonifazius desto sicherer vom Karl Gnade zu erlangen. Der Abt des Klosters bestärkte sie in diesem Glauben, und ließ auch ihretwegen einen Abgeordneten an den Frankenkönig abgehen, der den Thüringern

die Bothschaft zurückbrachte: daß sie zum Karl kommen, und eine gänzliche Verzeihung erwarten sollten. Karl fragte die Urheber der Thüringischen Empörung: ob es denn wirklich wahr wäre, daß sie ihm entweder nach dem Leben getrachtet, oder sich seiner Herrschaft zu entziehen gesucht hätten? Offenherzig gestanden sie's ihm, und einer von ihnen war sogar kühn genug, dem stolzen Beherrscher der fränkischen Monarchie ins Gesicht zu sagen: Hätten mir meine Mitgenossen nur treulich beygestanden: so würdest du nicht lebendig über den Rhein zurück gekommen seyn! — Karl, der aus allen Umständen sah, daß er's mit sehr erbitterten Leuten zu thun hatte, verstellte sich, und suchte anfangs weiter nichts, als die vornehmsten Rädelsführer theils zu trennen, theils zu entfernen, indem er, unter fränkischer Begleitung, einige nach Italien, andere nach Frankreich schickte, wo sie bey den Reliquien der Heiligen einen Eid ablegen mußten, daß sie dem König Karl und seinen Nachkommen treu und gehorsam seyn wollten. Allein auf dem Rückweg in ihr Vaterland ließ der unversöhnliche Karl die getäuschten Thüringer auf's härteste bestrafen, und einem Theil die Augen ausstechen, den andern Theil aber in entlegene Oerter verbannen, wo sie ebenfalls geblendet wurden. So unglücklich endigte sich dieser Versuch der Thüringer zur Wiedererlangung ihrer Freyheit! Und so ausserordentlich waren unsere Vor-

fahren für Freyheit und Selbstständigkeit eingenommen, daß sie nach einem mehr als zweyhundert Jahr langem Verlust ihrer Selbstmacht sich immer noch nicht an eine fremde Herrschaft gewöhnen konnten!

Es war aber auch der lezte Versuch, den die Thüringer zur Wiederherstellung ihrer Freyheit auszuführen wagten. So lange der grosse Karl regierte, hielten sich die Thüringer in den Schranken der Unterwürfigkeit, und sie leisteten ihm sogar ausgezeichnete Kriegsdienste, z. B. gegen die Avaren, und gegen den Baierischen Herzog Tassel. Vielleicht strengte auch der schlaue Frankenkönig die Thüringer absichtlich stärker an, und lockte sie zahlreicher zu seinen Feldzügen, um sie dadurch mehr zu beschäftigen und zu entkräften; denn ihr Freyheitssinn vertrug sich nicht mit seinem System einer strengen Monarchie. — Unter der Regierung des Sohnes und Nachfolgers von Karl, Ludewig des Frommen, hatten die Thüringer Ursachen genug, ruhig zu bleiben, theils weil sie besser behandelt wurden, theils weil sich während der Regierung dieses Ludewigs alles zu einer Aenderung der Dinge in Teutschland anließ. Diese trat auch wirklich nach langen Händeln und Kriegen zwischen dem Kaiser Ludewig und seinen Söhnen im Jahr 843 ein, wo die fränkische Monarchie förmlich zertheilt, und Teutschland auf immer davon getrennt wurde.

Jezt hatten die Thüringer nicht mehr nöthig, sich gegen eine fremde Herrschaft zu empören; denn sie gehörten wieder zu Teutschland, und ihr Land machte so gut einen Theil davon aus, wie alle übrige teutsche Länder. Sachsen, Thüringen, Baiern und Schwaben standen nun in einerley Verhältniß zu einander und zu einem gemeinschaftlichen Staat, dessen Schicksal mit dem ihrigen genau zusammen hieng. Pflicht war es daher für die Thüringer, wie für die Sachsen und andere teutsche Völker, neue Pflicht war es für sie, dem freygewordenen Schicksal von Teutschland sich zu unterwerfen, den teutschen Staatsgesetzen ruhig zu gehorchen, und alles zu thun, was dazu beytragen könnte, Teutschland je länger je mehr zu einem immer selbstständigern, mächtigern, glänzendern und vollkommenern Staat zu machen. Möge daher seit dieser Zeit, seit dem Jahr 843, der Gedanke, daß Teutschland je wieder einem andern Volk gehorchen könne, auf ewig aus dem Innern aller teutschen Völker, auf ewig aus dem Herzen jedes teutschen Mannes, verschwunden seyn! Und welches fremde Volk kann die Teutschen zur Unterwürfigkeit zwingen, wenn die schreckliche Idee der Knechtschaft vertilgt, und Teutschland von einem einzigen Geist der Vaterlandsliebe und der Selbstständigkeit beseelt ist?

Wenn übrigens während des sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts in und mit Thü-

ringen weiter nichts vorgegangen wäre, als was bisher davon erzählt worden ist: so könnte man die zweyte Periode der Thüringischen Geschichte keineswegs eine der wichtigsten nennen. Allein es sind noch ganz andere Dinge während dieser Zeit in Thüringen vorgefallen, es sind die Gründe zur eigentlichen bürgerlichen und kirchlichen Verfassung von Thüringen in der zweyten Periode gelegt worden, und dieß macht sie zu einer der wichtigsten Perioden der Thüringischen Geschichte. An dieser Begründung der höhern Kultur in Teutschland hatten die Franken, da sie die Oberherrschaft über dieses Land besaßen, den meisten Antheil. Es scheint daher fast, als wenn Teutschland zum Behuf des Beginns seines noch bestehenden bürgerlichen und religiösen Systems eine Zeit lang den Franken habe unterworfen seyn müssen; wenigstens bleibt es merkwürdig, daß in Teutschland erst die alte ursprüngliche Barbarey einigermassen getilgt, daß sogar erst das mächtige Volk der Sachsen bezwungen, und nebst den übrigen teutschen Völkern zum Christenthum gebracht werden mußte, mit einem Wort, daß in Teutschland erst die Keime einer höhern Ordnung der Dinge gesteckt werden mußten, ehe Teutschland von Frankreich losgetrennt wurde, und zum Wesen eines eigenen selbstständigen Staats gelangte. Doch die Untersuchung über den Ursprung und den Fortgang der Kultur ei-

nes Landes und Volkes ist so wichtig, daß sie eine besondere Darstellung verdient, die der Verfasser hiemit zu liefern beginnt.

Jedes eroberte Land erhält, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach die Verfassung des Siegerstaates, und wird, so zu sagen, eine Kopie desselben. Dieß war auch der Fall mit Thüringen. Die Franken suchten erst in politischer, späterhin auch in religiöser Hinsicht das eroberte Thüringen, wie überhaupt ganz Teutschland, ihrem Reich gleich zu machen, und es ist nicht zu läugnen, daß vorzüglich die Karolinger in der zweyten Periode unserer Geschichte sehr stark auf Thüringen gewirkt haben.

Nachdem Thüringen durch die Franken um seine Könige gekommen war: so wurde es von ihnen in mehrere Distrikte oder Gauen zertheilt, deren Grenzen durch natürliche Merkmale, als Flüsse, Wälder, Berge, Himmelsgegenden u. s. f. bestimmt waren; so wie dergleichen Merkmale auch die Benennung der meisten Thüringischen Gauen veranlaßten. Solche Gauen waren z. B. der Helmegau, der Watergau, (zwischen Mühlhausen und Tennstädt) der Ilmengau, das Eichsfeld, der Westergau, (in den Gegenden des heutigen Westerwaldes) der Oltgau (um Greussen herum) der Nabelgau (in den itzigen Aemtern Heringen und Frankenhausen), der Engelin-

gau (im Schwarzburgischen.) — Bey der Grenzbestimmung dieser und anderer Gauen scheint man nicht sowohl auf den Umfang oder auf die Bodenfläche Rücksicht genommen zu haben, als vielmehr auf die Kultur, d. h. hier auf die Menge der Ortschaften und der Haushaltungen eines Distriktes. Dieß geschieht noch in unsern Zeiten, wo bey Eintheilung der Statthalterschaften und Departements auch die Menschenmenge mehr in Betrachtung kommt, als der Flächeninnhalt. Daher waren einige Thüringische Gauen weit grösser, als andere, z. B. das Eichsfeld, der Nabelgau. Allein so wie die grossen Statthalterschaften und Gouvernements in den neuern Reichen zerkleinert und verändert werden, wenn Kultur und Bevölkerung darin zugenommen haben; eben so gieng es in Thüringen mit mehrern seiner Gauen, zumal gegen das Ende unserer zweyten Periode, wo Thüringen ohne Zweifel mehr Menschen und Ortschaften hatte, als in der ersten Periode. Da wurden aber auch die Gauen vermehrt, und es wuchsen gleichsam neue Gauen aus den alten heraus, indem Thüringen mehr angebaut, und manche Holzung ausgerottet wurde. Von der Art sind unstreitig die Gauen, Luppnitz (im Eisenachischen), Hörsel (im Gothaischen) Langewiesen (um den bekannten Flecken gleiches Namens), Ufitj (im Weimarischen).

Jedem Gau war gewöhnlich ein Graf vorgesezt; doch geschah es auch bisweilen, daß mehrere Gauen der Aufsicht eines und desselben Grafen untergeben wurden. Diese Grafen, die zu den angesehensten Herren des Landes gehörten, glichen unsern Amtshauptleuten und Amtleuten; denn sie waren die obersten Kriegs- und Civilpersonen, die in ihren Bezirken alles regierten und entschieden. Das Amt der Grafen bestand nicht blos in der Verwaltung der Justiz und der Polizey, sondern auch in der Vertheidigung des Landes gegen äussere Feinde und ihre Streifereyen, und sie konnten zu diesem Behuf die ganze Mannschaft ihrer Gauen in Bewegung setzen. Doch wenn benachbarte Völker in zahlreichen Haufen das Land angriffen und überzogen: so sezten ihnen die verschiedenen Grafen mit ihren Leuten nur selten einen glücklichen Widerstand entgegen, weil sie, wie es unter der Anführung Mehrerer gewöhnlich zu geschehen pflegt, nicht einmüthig genug gegen die Feinde zu Werk giengen. Dieß war die Hauptursache, warum in allen teutschen Ländern so frühzeitig Herzoge oder Oberbefehlshaber entstanden, und warum auch in Thüringen noch vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts Herzoge auftraten. Diese Herzoge vereinigten die gesammte Macht eines Landes und Volks unter ihren Befehlen, und die Grafen mußten sie bey ihren kriegerischen Unternehmungen auf alle Art unterstützen. — Als sich die Thüringischen Herzoge

zoge in der Mitte unserer zweyten Periode von den Franken unabhängig zu machen suchten; so mißfiel dieß den Grafen in Thüringen, und sie legten es bey jeder Gelegenheit an den Tag, daß ihre Herzoge nicht als unumschränkte Herren, sondern als Statthalter der Fränkischen Könige über sie zu befehlen hätten. Die Thüringischen Herzoge, besonders Gozbert und Heden der Jüngere, sannen daher auf Mittel, die Grafen ihres Gebiets, als so viele Hindernisse ihrer Herrschaft, aus dem Weg zu räumen, und dieß gelang ihnen auch ziemlich, dadurch, daß sie die eifersüchtigen Grafen auf allen ihren Feldzügen mitnahmen, und es so einrichteten, daß sie entweder gefangen, oder getödtet wurden. Dieß grausame Verfahren der Thüringischen Fürsten zog ihnen aber den größten Haß von Seiten aller übrigen Grafen und Grossen in Thüringen zu; ja, selbst das Volk gerieth dadurch in Bewegung, und erleichterte auf die Weise den Franken oder eigentlich den Karolingern ihr Vorhaben, die mächtigen Thüringischen Herzöge abkommen zu lassen. — Seitdem dieß der Fall war, gelangten die Thüringischen Gaugrafen wieder zu allen ihren Rechten und Freyheiten, die sie im Lauf der Zeit sehr zu vermehren wußten, da sie z. B. immer mehrere Güter in ihren Bezirken sich erwarben, die Grenzen ihrer Gewalt überschritten, und im Kleinen die Rolle zu spielen anfiengen, welche die von ihnen

beneideten Herzöge gespielt hatten. Daher klagte schon Karl der Grosse über die Anmassungen und Umgriffe der Grafen in den Provinzen, hauptsächlich in den entlegenen, zu welchen auch Thüringen gehörte.

Neben den Grafen behaupteten die sogenannten Schöppen oder Gerichtsbeysitzer einen vorzüglichen Rang, und sie bildeten, nach unserer Art zu reden, die Magistrate der verschiedenen Gauen und Bezirke eines Landes. Sie waren ein Ausschuß aus den vorher gewöhnlich gewesenen allgemeinen Volksversammlungen, und repräsentirten die übrigen Glieder eines Distrikts, zumal seitdem Thüringen den Franken unterwürfig war, und die Politik gegen die öffentlichen Zusammenkünfte aller freyen Männer eines Gaues oder Landes mißtrauisch wurde. Die Zahl der Schöppen eines Bezirks belief sich, den Fränkischen Gesetzen zufolge, gemeiniglich auf sieben; in wichtigen Sachen aber wurde sie vermehrt. Doch konnten die Schöppen nicht vom Volk, sondern nur von den Grafen, oder den königlichen Abgeordneten gewählt werden, ohne daß dagegen eine Einwendung galt, die vielleicht auch nur höchst selten nöthig gewesen seyn möchte, da die Schöppen nicht nur zu den ältesten, erfahrensten und vornehmsten Männern einer Gaugrafschaft gehörten, sondern auch unter der Nation geboren, und der Sitten und der Gebräuche des Landes kundig seyn mußten.

Daß die Grafen in grossen und volkreichen Gauen nicht alles übersehen, und alle Streitigkeiten, welche in denselben vorfielen, nicht selbst schlichten konnten, dieß läßt sich leicht einsehen, und um so mehr, wenn man sich dabey erinnert, daß damals noch viele in den Waldungen einzeln und zerstreut herumliegende Meyerhöfe und Haushaltungen angetroffen wurden. Die Gauen waren deßwegen in Centenen und Dekurien d. h. in kleinere Bezirke von hundert, von zehn Haushaltungen eingetheilt, und darüber Unterrichter gesezt. Man nannte diese Unterrichter gewöhnlich Schultheissen, weil ein Theil ihres Amtes in der Einfoderung dessen bestand, was die Unterthanen der Obrigkeit abgeben mußten. Seit der Fränkischen Oberherrschaft über Thüringen scheinen diese Schultheissen erst entstanden, und vorzüglich zu dem Behuf angeordnet worden zu seyn, damit die königlichen Gefälle desto besser und vollkommener eingenommen werden könnten, so wie späterhin die Zehnten der Geistlichkeit. Unstreitig übten aber auch die Schultheissen eine Art von Gerichtsbarkeit aus, und sie hatten es besonders mit Strafsachen zu thun, doch so, daß sie die wichtigern an den Grafen gelangen lassen mußten.

Die Gerichte wurden, nach alter teutscher Sitte, unter freyem Himmel gehalten, und ein

grüner Anger mit einer Eiche oder Linde vertrat damals die Stelle unserer schönen Rathhäuser. Bey der steigenden Kultur in unserer zweyten Periode bediente man sich jedoch schon gewisser leichter Gebäude zum Gerichthalten, um vor Hitze und Regen mehr gesichert zu seyn, und die häufigen und mannichfaltiger werdenden Streitsachen desto besser schlichten zu können. Mit Ausnahme des Sonntags konnten die Grafen alle Tage oder alle Morgen zu Gericht sitzen, und jeder Bewohner ihrer Bezirke war gehalten, seine Sache selbst vor Gericht zu bringen, um sich von der Gerechtigkeit des richterlichen Ausspruchs auf der Stelle zu überzeugen, welches auch in den meisten Fällen geschah und geschehen konnte, da die Justizverwaltung dieses Zeitalters in keine schwerfällige Kunstsprache sich einhüllte. Dessen ungeachtet wurden öfters wichtige Sachen, besonders wenn sie Personen von Adel betrafen, an den König gebracht, obgleich ausserdem alles ohne Ausnahme der Gerichtsbarkeit der Grafen in ihren Bezirken unterworfen war.

Die gewöhnlichsten Verbrechen, die damals bey den Thüringern im Schwang giengen, waren von der Art, wie sie bey allen noch rohen Völkern am häufigsten vorfallen, meistens grobe und schwere Verbrechen, als: Todtschlag, Entführung, Mordbrennerey, Diebstahl, Strassenraub und körperliche Beleidigungen.

Am ärgsten wütheten die Laster des Diebstahls und des Strassenraubes, die in der wilden Jagd- und Kriegslust der Nation ihren Grund hatten. Daher fand auch die größte Strenge gegen den Strassenraub Statt, und die Grafen waren förmlich mit verpflichtet, diesem Uebel auf jede Weise zu steuern. Flüchteten sich Strassenräuber aus einer Grafschaft in die andere: so wurden sie für vogelfrey erklärt, oder in den Bann gethan, und diese Verbannung machte dann der Graf, in dessen Bezirk die Räuber zuerst gehaust hatten, allen benachbarten Grafen und dem ganzen Land bekannt. So gut wußte man schon in diesen barbarischen Zeiten den Staat gegen Strassenräuber und Diebe zu sichern.

Wie bey dieser Lage der Dinge die Regeln und die Gesetze, nach welchen über diese und andere Verbrechen gerichtet wurde, beschaffen seyn mußten, dieß kann man sich leicht denken. Die Gesetze der alten Teutschen, folglich auch der Thüringer, waren meistens kriminelle, und sie enthielten weiter nichts, als gewisse Maximen und Grundsätze, welche zur Verhinderung und Bestrafung, vornämlich solcher Verbrechen, welche die Ruhe und die Sicherheit der Menschen stören, festgesezt wurden. Anfangs bestanden sie in der Tradition. Dann aber, als die Teutschen von den Römern schreiben lernten, wurden sie verzeichnet, und so zu den teutschen

Gesetzbüchern die ersten Gründe gelegt. Die nämliche Bewandtniß hat es auch mit den bekannten Gesetzen der Salischen Franken. Fast alle achtzig Artikel derselben sind krimineller Natur, und wider grobe Verbrechen und Unbilden gerichtet. Dieß ist ganz natürlich. Denn Nothwendigkeit und Erfahrung waren die Quellen aller Gesetze, Gewohnheit und Gutachten unterstützten sie, und im Fortlauf der Zeit und der Kultur wurden sie verzeichnet und geschrieben. Da nun alle rohe und natürlich lebende Menschen auch auf eine rohe, barbarische Art sündigen, und in den wilden Ausbrüchen ihrer Leidenschaften sich gleich unmittelbar entweder am Gut, oder am Leib und Leben des Andern vergreiffen; dieses thierische Verfahren aber möglichst beschränkt und verhindert werden muß: so läßt sich daraus leicht einsehen, warum fast alle Gesetze roher oder noch wenig kultivirter Völker kriminelle seyn müssen.

In zweifelhaften und ungewissen Fällen, die weder in den Gewohnheiten, noch in den Gesetzen der Nation enthalten waren, ließ man die Entscheidung auf den heiligen Zufall oder auf die Gottheit ankommen. Die Mittel und Proben, deren man sich hiebey bediente, waren mancherley, und meist sonderbar. Denn die streitenden Partheyen mußten ihre Sache entweder durch einen öffentlichen

Zweykampf ausmachen; oder, seit Karls des Grossen Zeiten, der den Zweykampf verabscheute, sich während des öffentlichen Gottesdienstes vor ein Kruzifix stellen, und die Hände kreutzweis in die Höhe halten, bis sie einer sinken ließ, der dann für überwunden gehalten wurde; oder man legte zwey mit weisser Wolle umwundene Stäbe, wovon einer mit der Figur des Kreutzes bezeichnet war, auf den Altar, und betete zu Gott, daß er den Schuldigen entdecken möchte; ein Kind nahm darauf einen dieser Stäbe weg, und hatte es den mit dem Kreutz ergriffen: so wurde die des Verbrechens beschuldigte Parthey verurtheilt und bestraft; oder der Beklagte mußte seine Hand in kochendes Wasser stecken; oder mit seinen Füssen eine glühende Pflugscharr berühren, und er wurde, wenn ihm dieses nichts schadete, für unschuldig erklärt; oder man band dem Verdächtigen einen Strick um den Leib, warf ihn ins Wasser, und verdammte ihn, wenn er nicht oben schwamm. Durch diese und andere abergläubische Entscheidungsmittel, die man Ordalien oder Gottesurtheile nannte, suchten die Obrigkeiten des frühen Mittelalters die Schuld und die Unschuld der Menschen in zweifelhaften Fällen herauszubringen! Doch muß man dabey auch eingestehen, daß unsere Justiz in jenen Zeiten weder gewußt, noch gebraucht werden konnte.

Was endlich die Strafen anbetrift, welche man den Verbrechern zuerkannte: so waren sie höchst auffallender Weise fast alle zu Geldsummen angeschlagen, und auf kein Verbrechen, selbst nicht auf den Todschlag war Lebens- oder Leibesstrafe gesezt. Wie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die meisten Verbrechen bey den Teutschen mit grossem und kleinem Vieh bestraft wurden; eben so konnten späterhin, als man das Geld in Teutschland kannte und hatte, alle Vergehungen durch Geldbussen getilgt werden. Nur Sclaven wurden am Leben oder am Leib gestraft, wenn sie sich hatten verleiten lassen, ähnliche Verbrechen, wie ihre Herren, zu begehen.— Bey der groben materiellen Denkungsart im Mittelalter war alles taxirt, selbst das Leben des Menschen. Wer z. B. einen Edelmann umgebracht hatte, der mußte als Straffe dafür sechshundert Schillinge, oder ungefähr zwölfhundert Gulden bezahlen. Das Leben eines andern freyen Mannes wurde nur durch Erlegung von zweyhundert Schillingen bestraft; und einen Knecht todt zu schlagen kostete nicht mehr als dreyssig Schillinge. Eben so waren auch Verwundungen und andere körperliche Verletzungen nach Geld taxirt, und dieß fand bey allen teutschen Völkern Statt, nicht blos bey den Thüringern. Schlug z. B. ein Gallier oder Römer einen vornehmen Franken todt: so mußte er,

den Salischen Gesetzen zufolge eine Geldbusse oder Komposition von sechshundert Sous bezahlen. Ein Franke aber, der einen angesehenen Römer getödtet hatte, durfte nur dreyhundert Sous dafür entrichten, so daß demnach das Blut eines Römers um die Hälfte weniger, als das Leben eines Franken geachtet wurde. — Riß bey den Franken einer dem andern ein Aug aus: so gab er deßhalb eine Geldbusse von zwey und siebzig und einen halben Sou; oder hatte Jemand einen andern zum Ehestand untüchtig gemacht: so durfte er nach geschehener That nur Hundert Sous erlegen, und er war gegen alle weitere Strafe gesichert. — Auf solche Art war in allen Fällen die Strafe, und zwar nach dem Verhältniß des Standes und nach der Verschiedenheit der Beleidigung oder des Verbrechens eingerichtet und in den Gesetzen genau bestimmt; doch wurden dabey auch die Vermögensumstände des Verurtheilten in Betracht gezogen, und öfters noch Vieh, oder Getreide, oder Hausrath, oder Waffen u. d. gl. als Strafgeld angenommen; so wie man in unsern geldreichen Zeiten bisweilen noch genöthigt ist, statt der Strafgelder mit Sachen und Möbeln sich zu begnügen.

So ungefähr stand es mit der Eintheilung, mit der Regierung und Gerichtsverfassung Thüringens in der zweyten Periode unserer Geschich-

te. Das Meiste, was in diesen drey Stücken zum Vorschein kommt, war Fränkisch, oder nach dem Fränkischen gebildet; doch behielten die Thüringer dabey auch viel Eigenes, und um so eher, da sie ohnehin schon mit den Franken, als einem teutschen Volk, Mehreres gemein hatten. — Daß durch die Begründung dieser eben geschilderten Ordnung der Dinge nicht wenig dazu beygetragen wurde, die Rohheit und die Barbarey der Thüringer theils zu hemmen, theils zu mildern, und ihren unbändigen, kriegerischen Charakter zu verbessern, oder, kurz zu reden, eine gewisse Richtung zu dem, was man Recht und Ordnung nennt, zu befestigen, dieß wird Niemand so leicht in Abrede seyn können. Allein bey allem dem wird jeder ohne Mühe begreiffen, daß eine solche äusserliche und politische Einrichtung eines Landes nicht hinreichend ist, um ein Volk gehörig zu leiten und zu bilden; es muß eine gute religiöse oder kirchliche Verfassung hinzukommen, welche die leidenschaftlichen Gemüther der Menschen mehr besänftigt, und eine gewisse wechselseitige Annäherung und Theilnahme unter ihnen befördert. Zum Glück geschah schon sehr viel in der zweyten Periode der Thüringischen Geschichte zur Abhülfe des grossen Bedürfnisses eines Volks, eine gute Religion zu haben. Meistens durch Vorschub der Franken, vornämlich der Karolinger, erhielt Thüringen im achten Jahrhun-

dert eine andere und bessere religiöse Verfassung dadurch, daß das niedere Götzenwesen ausgerottet, und an seine Stelle das höhere und vortreflichere Christenthum gepflanzt wurde. Wie dieß geschehen sey, dieß ists, was nun weiter entwickelt werden muß.

Die Merovinger seit Chlodowig dem Grossen waren viel zu sehr Barbaren, waren viel zu stark mit innern Händeln und Kriegen beschäftigt, als daß sie an der Verbreitung der christlichen Religion in den eroberten Ländern, hauptsächlich in Thüringen hätten denken sollen; auch scheinen sie der höhern Politik nicht so kundig gewesen zu seyn, um die Vortheile gehörig einzusehen und zu berechnen, die sie durch eine allgemeine und gleichförmige Gründung des Christenthums in ihren Ländern sich hätten ver schaffen können. Die Karolinger hingegen verstanden die Sache besser. Kaum hatten sie in Frankreich die Obergewalt an sich gebracht, und Teutschlands Völker zum Gehorsam gegen den Fränkischen Staat zurückgeführt, als sie sich auf's eifrigste angelegen seyn liessen, das Christenthum unter den Teutschen herrschend zu machen. Vorzüglich zeichnete sich Karl der Hammer durch seine Bemühungen für die allgemeinere Anpflanzung des Christenthums in Teutschland aus; er verlieh dem heiligen Bonifacius seinen mächtigen Schutz, und sezte

ihn dadurch in den Stand, das Christenthum in Thüringen mit grossem Erfolg zu predigen. Bonifacius gestand es auch selbst, daß er ohne die Unterstützung dieses Karl Martell in dem heidnischen Teutschland wenig ausgerichtet haben würde. So wie daher die alten Sachsen ihre Bekehrung zum Christenthum hauptsächlich Karl dem Grossen zu verdanken hatten; eben so hatten die Thüringer die Ueberkommung der christlichen Ideen und Lehren vornämlich Karl dem Hammer, dem Großvater jenes Sachsenbekehrers zuzuschreiben.

Vor dem Auftritt des grossen Bonifacius in Thüringen hatten sich schon zwey Männer, zwey christliche Lehrer daselbst eingefunden, um den heidnischen Thüringern das Evangelium Jesu zu verkündigen, und es waren auch durch ihre Bemühungen, besonders im südlichen Thüringen, bedeutende und bleibende Wirkungen hervorgebracht worden. Diese zwey Männer hiessen Willibrod und Kilian. Willibrod, ein Engländer, machte sich zwar am meisten um die Bekehrung der Friesen verdient, und war für sie das Nämliche, was in der Folge Bonifacius für die Thüringer wurde; allein Willibrod hielt sich auch eine Zeit lang in Thüringen auf, um hier immer mehrere Heiden zur Annahme des christlichen Glaubens zu vermögen. Der damalige Herzog von Thüringen, Heden der

Jüngere, unterstüzte den Erzbischof Willibrod auf's beste, und schenkte ihm sogar einige sehr beträchtliche Güter in Thüringen, um ihm dadurch die Mittel an die Hand zu geben, eine Anzahl christlicher Lehrer zu erhalten, welche dem Götzendienst immer stärker entgegen arbeiten könnten.

Weit mehr noch, als Willibrod hatte vor ihm der Irländer Kilian für die Anpflanzung der Christenthums in Südthüringen gethan. Kilian war's, der im Jahr 687 den Thüringischen Herzog Gotzbert durch eine einzige Rede von der Vortreflichkeit des römischen Glaubens dergestalt überzeugte, daß er sich ohne weitere Umstände taufen ließ, und bey dieser Feyerlichkeit den griechischen Namen Theobald annahm. Kilian war's, der einen sehr grossen Theil von Südthüringen oder vom heutigen Franken dem barbarischen Götzenthum entriß und auf die bessern und höhern Ideen der Religion Jesu aufmerksam machte, so aufmerksam machte, daß seitdem die christlichen Lehren in Franken die Oberhand behielten. Kilian würde noch mehr gethan, auch in das eigentliche Thüringen würde er sich den Weg gebahnt, und daselbst dem heiligen Bonifacius wenig Heiden zu bekehren übrig gelassen haben, wenn er nicht so bald als ein Märtyrer seines Eifers gefallen wäre. Es gieng ihm, wie Johannes dem Täufer.

Der Herzog Gotzbert hatte seines Bruders Wittwe zur Gemahlin. Kilian, dem dieß sehr auffiel, erklärte sich darüber: es ist nicht recht, daß du sie habest, und drang in ihn, daß er sie von sich entfernen sollte. Allein die Geilane blieb nicht nur beym Gotzbert, wie einst die Herodias beym Philippus, sondern sie that es auch der Herodias in der Rachsucht gleich, und bestellte, als Gotzbert im Krieg abwesend war, Mörder, die den wahrheitsvollen Kilian nebst seinen Gesellschaftern umbringen mußten.

Was nach dem Lauf der Dinge in der Welt geschehen soll, das geschieht unabänderlich, und wenn es Neune nicht durchzusetzen vermögen, so gelingt es dem Zehnten. So gieng es auch in Thüringen mit der Einführung eines andern Religionssystems. Kilian und Willibrod leiteten die Sache ein, ohne jedoch zu einem Ziel zu gelangen. Bonifacius aber, mit Muth und Kraft ausgerüstet, mit Enthusiasmus und Feuereifer beseelt, von Päbsten und Fürsten unterstüzt, und vom Glück begünstigt, drang glücklich mit dem christlichen System in Thüringen durch, und warf das Heidenthum in diesem ganzen Land über den Haufen. Beym ersten Aufenthalt in Thüringen wollte dem Bonifacius sein grosses Bekehrungswerk nicht recht von Statten gehen; er verfügte sich deßhalb mehrere Jahre nach Friesland, um da wirk-

samer, an der Bekehrung der Heiden arbeiten zu können. Dadurch eifriger, fester und in seinem Geschäft geübter geworden, tratt er im Jahr 721 zum zweyten Mahl im westlichen Theil von Thüringen, oder im heutigen Hessen auf, und zwar mit solchem Nachdruk, daß er in kurzer Zeit dieses Land mit seinen christlichen Ideen und Lehren erfüllte. Dieser glückliche Erfolg verstärkte seinen Muth ungemein, und er schritt zu den entscheidendsten Unternehmungen. Ergrimmt über den Unfug, welchen die Priester der Thüringer mit einer uralten Eiche bey Geißmar trieben, ergriff Bonifacius eine Axt, und zerlöcherte mit seinen Gehülfen den Stamm des heiligen Baumes. Zum größten Erstaunen des herbey gelaufenen Volkes sank die allgemein verehrte Eiche des Donnergottes zu Boden, und zerbrach in Trümmer. Mit ihr fiel zugleich der Aberglaube eines grossen Theils von Westthüringen; denn seitdem betrachteten die Bewohner des Landes den Bischof Bonifacius als einen ausserordentlichen Mann, und sie fürchteten sich gleichsam, seinem Antrag, das Götzenwesen mit dem Christenthume zu vertauschen, länger zu widerstehen. Aus dem Holz der gefällten Eiche bauete der Zerstörer des alten teutschen Fanatismus eine kleine Kapelle, die er dem Apostel Petrus widmete. Weit begrenzter Sinn und unruhiger Enthusiasmus trieben den Bonifacius immer weiter in Thü-

gen herum, und aus dem heutigen Hessen drang er ins Eichsfeld, wo er auf dem Stufenberg, oder dem nachherigen Hülfsberg den Dienst des Götzen Stuffo aufhob, und dagegen durch Anlegung einer Kapelle die Verehrung der christlichen Gottheiten einrichtete. Endlich gelangte er in das eigentliche Thüringen zwischen der Saale und der Werre. Hier bekam Bonifacius noch mehr zu thun, als in West- und Südthüringen; hier stieß er auf den hartnäckigsten, noch nie erschütterten heidnischen Aberglauben; hier mußte er mit mehrern Götzen, mit Biel, Lahra und Jecha kämpfen, und mit grosser Gefahr und Mühe die zahlreichen Anhänger derselben von der Falschheit ihres niedern sinnlichen Glaubens zu überzeugen suchen. Doch was hätte dem Bonifacius und der Kraft seiner Beredtsamkeit widerstehen können? So gewaltig predigte er, daß das ganze Land davon erscholl, und daß seine Bewohner zu Haufen herbey kamen, um das Wort Gottes zu hören, und sich taufen zu lassen; kurz, des Bonifacius Bemühungen für die Bekehrung der Thüringer hatten einen herrlichen Fortgang, und die Zahl derer, die er zu Christen machte, belief sich, einem seiner Briefe an den Pabst zufolge, auf Hunderttausende. Unter dem Schirm einiger der vornehmsten und begütterten Herren in unserm Thüringen, deren Gewogenheit sich Bonifacius glück-

glücklich zu verschaffen gewußt hatte, vernichtete er die Kultus der Thüringischen Götzen, trieb er ihre Priester in die Flucht, stiftete er mehrere Kapellen, unter andern eine bey dem Gothaischen Dorf Altenberge, und da er sich zugleich durch die edle Freygebigkeit zwey grosser Thüringer, Namens Hugo und Albolt, unterstüzt sah: so eröffnete er den Bau von Kirchen und Klöstern in Thüringen, und kam in einigen Jahren so weit, daß er einen seiner Landsleute und Gefährten, Wunibald, zum Aufseher über sieben Thüringische Kirchen bestellen konnte. Zur Belohnung für diese grossen Heilswerke und für die vielen Mühseligkeiten, die dem Bonifacius bisher die Ausbreitung des Christenthums gekostet hatte, ertheilte ihm der neue Pabst, Gregor der Dritte, die Würde eines Erzbischofs, wiewohl er noch warten mußte, ehe er auch zum Sitz und Sprengel eines Erzbistums gelangte. Seit dieser Standeserhöhung hielt sich Bonifacius einige Zeit in Hessen und in Baiern auf, um dem gepflanzten Christenthum die gehörige innere und äussere Einrichtung zu geben, und es nach dem römisch-päbstlichen Kirchensystem zu bilden. Durch diese Anordnungen, und durch die Stiftungen mehrerer Bisthümer in Thüringen und in den benachbarten Ländern legte Bonifacius die Fundamente zu der nachmaligen teutschen Kirchenverfassung. In Thüringen gründete er drey Bisthümer; eines in

Südthüringen zu Würzburg, ein anderes in Westthüringen zu Buvaburg, und das dritte im eigentlichen Thüringen zu Erfurt. Allein die beiden leztern Bisthümer standen auf schwachen Füssen, und erreichten in Kurzem, besonders wegen des schrecklichen und langen Krieges zwischen den Sachsen und den Franken, ihre Endschaft. Doch bald wurde Bonifacius in den Stand gesezt, dauerhaftere Anstalten zum Besten des neuen Christenthums in Teutschland zu treffen und sein Vorhaben mit Thüringen vollends durchzuführen. Im Besitz der Freundschaft der Päbste und der Gunst der Fränkischen Regenten, verschaffte er sich das Bisthum Mainz, das durch ihn und für ihn in ein Erzbisthum verwandelt wurde; verschaffte er sich die höchste geistliche Würde in Teutschland, und nach einer päbstlichen Verfügung erhielt er damit zugleich die Aufsicht nicht nur über die Thüringer, sondern auch über die andern teutschen Völker, die durch seine Bemühungen zur Annahme der christlichen Religion gebracht worden waren. Thüringen ward auf diese Art dem Sprengel des Erzstiftes Maynz förmlich einverleibt. Des Bonifacius ohnehin schon sehr grosses Ansehen vermehrte sich seit dieser Begebenheit ungemein, und er spielte ziemlich die Rolle eines teutschen Pabstes. Dabey muß man aber auch gestehen, daß er seiner Würde die größte Ehre machte, und die Bestimmung

eines Erzbischofs im eigentlichen Sinn des Worts zu erfüllen suchte. Wie ein Vater sorgte er für die junge Christenheit in Thüringen; und im übrigen Fränkischen Teutschland; er unterstüzte die christlichen Prediger und Missionäre aus allen Kräften; er bat bey Unruhen und Kriegen auf's angelegentlichste um die Verschonung der Kirchen und der Klöster; er veranlaßte neue geistliche Stiftungen, z. B. die Abtey Fulda; mit einem Wort, Bonifacius that alles, was dazu diente, das heidnische Unwesen in Thüringen und in andern teutschen Ländern bis auf die Wurzeln zu vertilgen, das christliche System zu befestigen, und dem teutschen Kirchenstaat die in Rom und in Konstantinopel sanktionirte Form und Tendenz zu ertheilen. Die Macht und der Einfluß des grossen Maynzischen Erzbischofs äusserten sich auch allenthalben in seiner weiten Diöces so wirksam, daß er fast alle seine Ideen in Teutschland realisirte, und selbst den Vorsatz noch fassen konnte, seine Stelle nieder zu legen, nach Friesland zu gehen, und auch da das Christenthum so fest als möglich zu gründen. Troz allen Hindernissen sezte er sein leztes Vorhaben durch, und predigte unter den Friesen mit dem ganzen Eifer seines frühern Alters, drang so stark auf die Bekehrung der Unglaubigen, daß viele tausend Friesländer sich taufen liessen. Allein endlich stemmte ihm die Wuth des heidnischen Aberglaubens alle ihre noch übrige Kraft

entgegen; er erlag, und fand hier am äussersten Ende von Teutschland, fand sonderbarer Weise in dem Land, wo er in seiner Jugend zuerst als Heidenlehrer aufgetreten war, fand in einem erhabenen Märtyrertod die Ruhe, die ihn in seinem ganzen, zwar glänzenden, aber mühseligen Leben geflohen hatte. Mit Recht versezte ihn die Nachwelt unter die Heiligen; denn Männer von seinen Unternehmungen und Verdiensten können nicht genug verehret und ausgezeichnet werden, und die ersten und größten Helden unter allen sind die, welche glücklich gegen Aberglauben und Laster kämpfen und die Herrschaft der Religion erweitern.

Auf solche Art wurde, meist durch die Kraft und den Enthusiasmus eines einzigen Mannes, in Thüringen eine religiöse Revolution ausgeführt, die unaufhörlich in Raum und Zeit fortwirkte, und deren Folgen noch immer gespührt werden! Auf solche Art wurde Thüringen zu einer höhern Stuffe der Religion erhoben, und dadurch zugleich die Bahn zu seiner fernern Kultur gebrochen! Auf solche Art bekam in Thüringen alles eine andere Richtung, eine bessere Tendenz! Auf solche Art verbreitete sich die christliche Religion von Süden und Westen her bis an die Werre und Saale, bis in die Gegenden der Elbe! Auf solche Art wurde Thüringen mit allen den Ideen erfüllt, die theils die christliche

Religion ausmachen, und theils mit derselben zusammenhängen! Die Thüringer erlangten richtigere Begriffe von Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, dem Vater und Erhalter der Menschen, und von der Weisheit der göttlichen Vorsehung und Weltregierung. Sie erhielten neue Ideen von der menschlichen Natur, und von ihrer Schwäche und Sündhaftigkeit; so wie von der grossen, damit in Verbindung stehenden Geschichte eines Menschenerlösers, eines Sündentilgers und Heilandes, der die gesunkene Menschheit wieder herzustellen und sie auf den rechten Weg ihrer Bestimmung zu führen suchte. Sie bekamen vernünftigere Vorstellungen von Zukunft und Fortdauer nach dem Tod, oder vom Himmel und von der Hölle, und lernten aus Furcht vor der Leztern manches Böse und Ungerechte vermeiden; so wie aus Hoffnung zum Erstern manche Tugend üben, manche gute Handlung vollbringen. Sie fiengen an das menschliche Leben aus einem andern und wichtigern Gesichtspunkt zu betrachten, und sich einander selbst mehr zu achten und zu lieben. Diese und andere Ideen, diese und andere Wirkungen wurden ohne Zweifel durch das in Thüringen eingeführte Christenthum hervorgebracht, und durch Kirchen, Klöster und Schulen gesichert und fortgepflanzt. Konnte ein grösseres Heil den Thüringern wiederfahren, als diese ihre Verbindung mit der Christenheit? Und

konnte sich Bonifacius mehr um Thüringen verdient machen, als daß er dieses Land der Nacht des heidnischen Irrthums entriß, und es zum Licht des Evangeliums leitete?

Daß Bonifacius nicht das lutherische oder reformirte System, oder das reine Christenthum in Thüringen und in Teutschland einführte, konnte er dieß? Daß er Thüringen und Teutschland der geistlichen Gewalt der Päbste, der Oberhäupter der occidentalischen Christenheit unterwarf, war denn dieß zu vermeiden? Daß er die christliche Religion mit Menschenzusätzen, mit Ceremonien und mit manchen überflüssigen Dingen anpflanzte, ließ sich denn dieß von ihm abändern? Daß Mönche, Nonnen, Heilige, Wallfahrten, geistliche Stiftungen, fromme Büssungen u. d. gl. zum christlichen Kirchensystem gehörten, war denn dieß ihm zuzuschreiben? Lag denn das Alles nicht in der Natur der Dinge? War denn das Alles nicht im damaligen Geist der Zeit und in der allgemeinen Stimmung der Christenheit gegründet? Konnte es folglich anders seyn und gemacht werden? Kann auch ein Mensch in seiner Mutter Leib zurückkehren und wieder geboren werden? Und kann ein Jahrhundert oder Jahrtausend seine Stelle im Lauf der Zeit verlassen, und des Geistes ferner Jahrhunderte mit ihrem Raum in der Ewigkeit sich ermächtigen? Wundern muß man sich daher über die sonderbaren Urtheile, die in

diesen Hinsichten sehr oft schon über den Bonifacius und über seine Einführung des Christenthums in Teutschland gefällt worden sind. Man versetze sich doch in seine Zeit, und betrachte alles an Ort und Stelle: so wird man der Wahrheit bald näher kommen, und vieles in einem andern Licht erblicken. Doch wozu mehr? Thüringen wurde durch die grossen Bemühungen des unvergeßlichen Bonifacius zur Kenntniß und Annahme des Christenthums gebracht, es wurde ihm die damalige kirchliche Verfassung christlicher Länder aufgebildet, und dadurch dem Herrscherstaat der Franken auch in diesem Stück, wie vorher im Bürgerlichen und Weltlichen, mehr ähnlich gemacht. So stand izt zu Ende der zweyten Periode unserer Geschichte Thüringen fast auf einem Punkt mit Baiern und Schwaben, und es gewann dadurch eine vorzügliche Stelle in dem neuen Staat von Teutschland. — Was übrigens die bisher geschilderte grosse Veränderung der Dinge, oder die Gründung des Christenthums, und zum Theil auch die Fränkische Herrschaft für Einflüsse und Wirkungen auf Thüringen und die Thüringer geäussert haben, und wie es mit Thüringen und den Thüringern vorher stand, ehe sie Fränkische Unterthanen und Christen wurden, dieß muß noch ganz kurz gezeigt werden, ehe mit guter Art zur dritten Periode unserer Geschichte fortgeschritten werden kann.

Mehr oder weniger bestimmte Kasteneintheilung hat es von jeher bey den Völkern der Erde gegeben, hat es auch bey den alten Teutschen und bey den Thüringern gegeben; nur daß sie da anders modifizirt war, als z. B. bey den Aegyptern, oder bey den Hindus. Kasten, d. h. hier verschiedene Klassen von Menschen, wird's auch immer in der Welt geben, und nie wird eine Revolution, nie eine noch so totale Umänderung der Dinge in irgend einem Staat diese Erscheinung verschiedener Menschenstände auf die Dauer vernichten können. So wenig die Natur selbst zerstört werden kann, eben so wenig ist die Kasteneintheilung der Völker zerstörbar; denn sie ist in der Natur der Dinge und in der einmal bestehenden Weltordnung auf's festeste gegründet.

Die Thüringer bestanden aus dem Adel, aus den freyen Leuten und aus den Leibeignen, wozu noch, wenn man will, die Freygelassenen, als eine vierte Klasse gesezt werden können. Zu dem Adel gehörten nicht nur die Grafen, oder die sogenannten Baronen, sondern auch alle, welche ansehnliche Ländereyen besassen, und sich eben deßwegen durch ihr Vermögen auszeichneten. Die freyen Leute hingegen besassen nur einzelne Güter mit Haus und Hof, und mehrere derselben waren dem höhern Adel mit Lehenspflicht ver-

wandt, so wie hinwiederum mehrere Abeliche, besonders Grafen, ihre Güter zum Theil von den Franken zu Lehn bekommen hatten. Die freyen Männer machten mit dem Adel die eigentlichen Glieder der Nation aus, die in den Krieg zogen, und theils auf ihren Gütern, theils in den grossen Waldungen des Landes die Vortheile der Jagd sich zueigneten.

Jagd und Krieg war die vorzüglichste Beschäftigung der Thüringer. Zu beiden wurden sie beständig gereizt: zum Krieg, durch die Römer, späterhin durch die Franken, und in der Folge durch die häufigen Einfälle östlicher Völker, vornämlich der Slaven und der Avaren. War ein Krieg, ein Streifzug geendigt: so giengen die Thüringer in ihre grossen Wälder auf die Jagd. Damals waren die Waldungen unserer Länder mit allen den wilden Thieren angefüllt, welche im Lauf der Jahrhunderte, oder seitdem die Ausrottung der Holzungen den teutschen Himmelsstrich milderte, allmälig nach dem innern Norden sich zurück zogen. Rennthiere, Elenthiere und Auerochsen gab es sogar in den Thüringischen und teutschen Waldungen, und wenn auch diese zuerst ostnordwärts sich flüchteten: so war doch in der zweyten Periode unserer Geschichte, ausser den Ueberresten jener drey Thierrassen, die Menge der Bären, der Wölfe, der Eber und anderer wilden Thiere in

den Forsten Thüringens noch so groß, daß die Jagd derselben seine Bewohner hinlänglich beschäftigen konnte. Daher unterhielten auch die Thüringer sehr viele Hunde von verschiedenen Gattungen, die ihnen nebst den zum Herbeylocken abgerichteten Thieren die besten Dienste bey der Jagd leisteten; sie bedienten sich dabey ihrer gewöhnlichen Waffen, der Wurfspiesse und der Pfeile, und was diesen entgieng, das suchten sie in Gruben zu fangen. Zu diesem leztern Mittel müssen die alten Thüringer sehr häufig gezwungen worden seyn, hauptsächlich um der vielen Wölfe sich zu erwehren; dieß beweist die grosse Menge von Wolfsgruben, die noch izt in allen Thüringischen Gegenden angetroffen werden.

Während die edeln und die freyen Leute mit feindlichen Völkern und mit wilden Thieren kriegten, mußten die Leibeigenen beiderley Geschlechts den Landbau betreiben, und meist auch die häuslichen Arbeiten und Geschäfte verrichten. Jedes Landgut, jeder Meyerhof hatte eine gewisse Anzahl von Leibeigenen, die, gleich einem eisernen Inventarium, von demselben unzertrennlich waren, und die nicht blos dem Ackerbau oblagen, sondern auch die Stelle unserer Künstler und Handwerker vertraten. Denn die Edeln und die Freyen hielten es unter ihrer Würde, sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht, oder mit Handwerken und Künsten abzugeben. Zeichneten sich Leib-

eigene in diesen leztern Stücken aus, waren sie überhaupt fleissig, treu und geschickt: so wiederfuhr ihnen von Seiten ihrer Herren eine mildere Begegnung, und sie wurden oft auch unter gewissen Bedingungen aus dem Stand der Knechtschaft entlassen, oder zu sogenannten Leuten erhoben. Wenn auch diese Leute oder Freygelassene immer noch einen Herrn behielten: so waren sie doch weit besser daran, als die Knechte oder Sklaven, und sie unterschieden sich von einander etwa auf folgende Weise:

Die Leibeigenen, die meist entweder Kriegsgefangene waren, oder von ihnen abstammten, gehörten mit Weib und Kind, und nebst allem, was sie umgab, ihren Herren, die mit ihnen, als mit Sachen, machen konnten, was sie wollten. Die Leibeigenen mußten alles thun und geben, was ihre Herren verlangten, und nichts war in diesen Punkten bestimmt und festgesezt. Daher wurden sie auch in ihren Hütten und bey ihren Feldarbeiten so gut, wie bewacht, aus Furcht, daß sie davon laufen möchten; kurz, die Leibeigenen hiessen mit Recht so, und sie waren im eigentlichen Sinn des Worts Sklaven, die in allen Stücken von der Willkühr ihrer Herren abhiengen. Die Freygelassenen hingegen thaten und gaben nur das, was von ihren Herren festgesezt worden war, als sie ihnen ein Stück Landes mit Allem,

was zur Betreibung der Landwirthschaft gehört, angewiesen hatten. Die Frohndienste und die Zinsen der Freygelassenen waren also gemessen und bestimmt, und mit dem Besitz eines Eigenthums erlangten sie zugleich auch das Recht, ihr Erworbenes nach Gefallen zu brauchen. Man sieht es, die Freygelassenen, die auch Kolonen hiessen, glichen unsern Gutsbauern, und wirklich ward auch durch sie der Grund zu dem eigentlichen Bauernstand unserer Länder gelegt. — Es hielt aber in den frühern Zeiten des Mittelalters immer schwer, sich völlig aus dem Stand der Knechtschaft heraus zu winden; denn die Freygelassenen waren doch kaum zur Hälfte frey, und sie mußten sich's sogar gefallen lassen, wenn sie mit dem Gut, zu dessen Gebiet sie gehörten, verkauft, verschenkt und vertauscht wurden. In der Folge, als das Christenthum eingeführt war, gieng es leichter, aus dem Staub der Sklaverey zu einem freyen Menschen sich zu erheben, wie vielleicht weiter unten noch mit wenigen Worten erinnert werden dürfte.

Eine der ersten Künste, welche im alten Thüringen getrieben wurde, war die Leineweberkunst, weil ausser den Thierhäuten Leinewand der Stoff war, woraus der größte Theil der Thüringer seine Kittel und andere Kleidungsstücke verfertigte. Am meisten gab sich das Thüringische Frauenzimmer mit Verfertigung der

Leinewand ab, und es spann so fleissig, daß in den alten Landesgesetzen das weibliche Geschlecht durch den Namen Kunkel (Spinnrocken) bezeichnet wird, so wie ein Mann durch das Wort Lanze, weil dieser die Waffen, und jenes den Spinnrocken beständig in der Hand hatte. — Ausser der Leineweberkunst trieben die Thüringer, und zwar seit den ältesten Zeiten, noch einige andere Künste, besonders solche, die Bezug auf den Krieg und die Jagd hatten. Es fanden sich Schmiede, Schildmacher, Wagner, Drechsler, Netzmacher u. d. gl. unter ihnen, die den wichtigsten Bedürfnissen abhalfen, und auch schon einige Bequemlichkeiten des Lebens verschafften; daher mag der Zustand der alten Thüringer und Teutschen eben nicht so unangenehm gewesen seyn, als manche sich vorstellen wollen. Dieß erhellet noch mehr aus dem Folgenden:

Vermittelst der Kenntniß des Landbaues und der eben genannten und einiger anderen Künste waren die Thüringer längst zu festen Sitzen und ordentlichen Wohnungen fortgeschritten, und sie hatten sich auf den schönsten Plätzen des Landes angesiedelt. Freylich waren die meisten dieser Wohnungen nur, wie man sagt, Hütten; aber sie hatten doch eine gewisse Einrichtung, und bestanden nicht nur aus Stuben, die geheizt werden konnten, sondern es befanden sich auch Keller, Scheunen und Kornböden dabey und da-

neben, worinn sie die eingeerndteten Vorräthe aufbewahrten. Jedes Haus nahm seinen eigenen Platz ein, der in grösserer oder geringerer Weite von einem Zaun umschlossen wurde, und mit Allem einen Hof ausmachte. Mehrere Höfe bildeten ein Dorf, und mehrere Dörfer einen Gau oder Distrikt. Daß mehrere dieser Thüringischen Dörfer wegen der Menge der Häuser und ihres Umfanges unsern Flecken und kleinen Städten glichen, dieß läßt sich leicht erachten; so wie es gewiß ist, daß die Vornehmsten der Nation in grössern Gebäuden wohnten, die mit unsern Herrenhäusern und Edelhöfen viele Aehnlichkeit hatten, ob sie gleich meist von Holz gebaut waren. Die Burgen und die Festungen, deren eine in der Geschichte des Königs Hermannfried vorkommt, bestanden ebenfalls nur aus hölzernen Bollwerken, mit Erdreich vermischt, und die Thüringer hatten, wie andere Teutsche, diese Befestigungsart den Römern abgelernt, die längs dem Rhein und der Donau, und mehrmals auch in Teutschland selbst ähnliche Festungswerke angelegt hatten.

Wie die Denkungs- und Lebensart, wie die Sitten und Gebräuche der Thüringer bey einer solchen Lage der Dinge beschaffen seyn mußten, dieß ist leicht zu denken, dieß ist auch denen schon ziemlich bekannt, die sich in Teutschlands Alterthum umgesehen haben. Nur eines und das an-

dere braucht also hier über die gedachten Punkte erinnert zu werden. Als Halbwilde mit starken Körpern, mit rauhen Sitten, mit heftigen Gemüthern lebten die alten Thüringer zur Zeit des Friedens in ihren Hütten und unter einander auf eine von der unsrigen fast ganz verschiedene Weise. Sie assen alles, was ihnen zuerst aufstieß, was sie am leichtesten erlangten, und wildes Obst, ein Brey von Hafermehl und Käse, frisches Wildpret u. d. gl. gehörten zu ihren vornehmsten Gerichten. Auch waren es besonders die Thüringer, die den uralten Unterschied zwischen eßbaren und uneßbaren Thieren, wie die Chineser und andere Völker, nicht gekannt zu haben scheinen, da sie Pferde, Bieber, Krähen, Dohlen, Störche, nebst andern in der Bibel zum Essen verbotenen Thieren, mit dem größten Appetit verzehrten. Zum Trinken hatten sie ein gutes Bier, das sie aus Gerste oder Weitzen brauten, und das bey ihren feyerlichen Schmäusen, wo ganze Tage und Nächte durchgezecht wurde, öfters solche starke Wirkungen hervorbrachte, daß die Versammlungen durch blutige Schlägereyen und Kriege getrennt wurden. Ueberhaupt hielten die Thüringer, gleich den andern teutschen Völkern sehr viel auf gesellige Vergnügungen und öffentliche Schmausereyen, wovon die Ursachen in ihrer freyen Staatseinrichtung lagen. Ihre allgemeinen und besondern Volksversammlungen, um über wichtige

Angelegenheiten zu berathschlagen, ihr Götzenkultus und die damit verbundenen Opfer, ihre Hochzeiten, das Wehrhaftmachen der Jünglinge, der Jahreswechsel, ihre Begräbnisse und Ceremonien zu Ehren der Verstorbenen — diese und andere Dinge veranlaßten bey ihnen eben so viele öffentliche Feyerlichkeiten und, was damit zusammen hieng, eben so viele öffentliche Schmausereyen, wobey sie sich, bis auf die zu Ende gewöhnlich eintretenden Schlägereyen, recht gut zu vergnügen wußten, besonders durch kriegerische Manövers, Glücksspiele, Tänze und Bardengesänge.

Dabey waren aber unsere alten Vorfahren im höchsten Grad abergläubisch und einfältig, und es gab keine Erscheinung in der Nähe und Ferne, aus welcher sie nicht etwas Glückliches oder Unglückliches heraus deuteten. Ihre Priester, ihre Zauberer und Hexen waren an diesem Irrwahn Schuld, den sie noch obendrein ihres Vortheils wegen durch alle Mittel unterhielten. Dieser peinliche Aberglaube der alten Thüringer, der sie in ihrem Leben am meisten mit beschäftigte, ist gleichsam der Schatten ihres sonst freyen Zustandes, und macht sie in unsern Augen mehr zu Gegenständen des Mitleids, als des Neides. Denn wem könnte eine Ordnung der Dinge gefallen, wo Gauckler und Priester durch ein ewiges Blendwerk die Täuschung

schung des Volks befördern, wo man sich vor der blinden Macht der Götzen fürchtet, wo man die Kunst des Wettermachens glaubt, wo man von tausend Zaubermitteln und Plechier oder Amuleten hört, wo man man beym Aufgang des erhabenen Mondes erschrickt, und vor seinem ihm angedichteten bösen Einfluß zittert, wo man sich selbst und die Seinigen, wo man seine Ställe und Felder nicht genug gegen die Wirkungen der Hexerey verwahren zu können wähnt, wo man sich vor jedem, der einige höhere Einsichten in die Kräfte natürlicher Dinge besizt, oder nur zu besitzen vorgiebt, schmiegt und biegt, und ihm seines Wohlwollens wegen alles Preis giebt, wo man den Ausgang seiner Unternehmungen, die Schicksale seines Lebens vorher wissen zu können sich einbildet, und dadurch entweder von leerer Furcht, oder von leerer Freude getäuscht wird. Wem könnte ein solches Leben unter der Herrschaft des Aberglaubens gefallen? Lieber frey vom Aberglauben, und unter dem gelinden Joch der Gesetze und der Obrigkeiten, als frey vom Gehorsam gegen Vorgesezte, und unter der schrecklichen Tyranney des Aberglaubens! Was für grosse Vorzüge hat also nicht unser Zustand vor dem Leben der Alten, die vom schwärzesten Aberglauben Tag und Nacht gemartert wurden, und die eben deßwegen unfähig waren, das Freye ihres bürgerlichen Zustandes zu fühlen und zu benutzen! War es nicht das größte Glück für die Thüringer, daß ihr bisher geschilderter Zustand der Barbarey und des rohe-

sten Aberglaubens noch in der zweyten Periode unserer Geschichte, theils durch die Franken, und theils durch das Christenthum allmälig höher modifizirt und verbessert wurde?

Daß die Thüringer Unterthanen der Franken wurden, dadurch geriethen sie in beständigen Verkehr und Umgang mit ihnen, dadurch bekamen sie immer Gelegenheit, sich in den Ländern ihrer weit kultivirtern Herren und Nachbarn umzusehen, und da manches — zu beobachten und zu lernen, was ihnen noch fremd und unbekannt war. Unläugbar wirkten aber auch die Franken in unserer zweyten Geschichtsperiode vieles zur Verbesserung der Thüringer und ihres Landes, vornämlich zur weitern Kultivirung des südlichen Thüringens, das ihnen am nächsten lag, und das sie auch wegen seiner Lage und Kultur im achten Jahrhundert mit ihrem benachbarten alten Frankenland am Mayn und Rhein förmlich vereinigten. Abgehalten von willkührlichen Streifereyen, durch die Grafen und die fränkische Gerichtsverfassung mehr zur Ordnung genöthigt, nahmen die barbarischen Rachescenen und die Familienkriege unter den Thüringern ab, nahm das wilde, tatarische Wesen ab, und Zucht und Ordnung fiengen an, merklicher, als bisher, in Thüringen obzuwalten. Am meisten verspürte man jedoch den fränkischen Einfluß beym thüringischen Adel. Er kleidete sich zierlicher und bequemer, als seine Vorfahren; ausgesuchteres Pelz- und Lederwerk, mit Stücken von Zobel- und Hermelinfellen besezt, wurden zu seiner Wintertracht, sei-

dene und andere kostbare Stoffe aber zu seiner Sommerkleidung gebraucht, und oft noch mit Goldblech und Edelsteinen verziert. Eben so, wie in der Kleidung, suchten die vornehmen Thüringer den Franken es auch in ihren Waffen und Rüstungen nachzuthun, und sie entlehnten unstreitig die Harnische oder Brunien von ihnen, welche die Franken von den Römern angenommen hatten. Durch Helme, Panzer und Harnische verwahrt, wurden izt die Thüringer bessere Krieger, und mit dem Schwerdt in der Faust konnten sie, wie ehemals die Römer, unter die feindlichen Schaaren dringen, ohne von dem Geschoß der Bogen und der Schleudern viel befürchten zu dürfen.

Allein die Angesehenen der Thüringer begnügten sich nun nicht mit kostbaren Kleidern und Waffen, es sollten auch ihre Wohnungen und Schlösser grösser und schöner werden, und sie wurden es; auch ihre Genüsse sollten feiner und künstlicher werden, und sie wurden es; auch ihre Vergnügungen sollten mannichfaltiger und reitzender werden, und sie wurden es; auch die, welche immer um sie herum waren, sollten gefallender und gepuzter werden, und sie wurden es; auch ihre Gärten sollten sich verschönern, und mehr ausländische Gewächse darinn gezogen werden, und es geschah selbst in diesem und in manchem andern Stück noch vieles vor dem Ablauf der zweyten thüringischen Geschichtsperiode.— Auf diese Weise begann der Luxus in Thüringen! Auf diese Weise fieng der Genius der Kunst an, von Frankreich aus seine Herr-

schaft über Thüringen und Nordteutschland zu verbreiten, um auch hier seinen ewigen Kampf mit der Natur und der Barbarey zu eröffnen! Auf diese Weise suchte der Luxus im unsichtbaren Gefolge von tausend Moden zuerst die edeln und reichen Thüringer heim, um von ihren Schlössern aus nach und nach das ganze Land sich zinsbar machen zu können! Doch auf die gemeinen Thüringer machte der Zauber des Luxus izt und noch lange hin wenig oder keinen Eindruck, sondern sie blieben bey ihrem alten ungeschmückten Wesen, und bey der rohen Natürlichkeit ihrer Sitten?

Seit Karls des Grossen Regierung geschah noch mehr zur Verbreitung und Erhöhung der Kultur und der Kunst in Thüringen, wie überhaupt in seiner ganzen Monarchie, und zwar dadurch, daß Karl den Regierungsanstalten eine weit ordentlichere Gestalt verlieh, daß er die Polizey und die Justitz durch seine neuen Gesetze oder Kapitularien, die den Salischen Gesetzen gleich geachtet wurden, verbesserte und vervollkommerte, daß er die Grafen und alle Obrigkeiten durch beständiges Herumsenden seiner Kommissarien unter scharfer Aufsicht hielt, und auf alle Weise die gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten beförderte. Eine zweckmässigere Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und der Polizey gehörte überhaupt unter die wichtigsten Angelegenheiten des grossen Karl; doch widmete er auch der Erweiterung des Handels seine ganze Aufmerksamkeit, und machte sich dadurch unter andern um Thüringen sehr verdient.

Erfurt oder Erpisfurt war damals der einzige Ort im eigentlichen Thüringen, der ein städtisches Ansehen hatte, und der sich zugleich durch Handel und Gewerbe auszeichnete. Karl wurde der zweyte Schöpfer Erfurts und seines Handels. Durch seine weisen Anordnungen erhob er's zu einer der Stapelstädte für den Handel mit den Slaven an der Saale, Elbe, Oder und Ostsee, und es erhielt einen besondern Grafen oder Aufseher, der den reisenden Kaufleuten theils Sicherheit verschaffen, theils den Handel mit verbotenen Waaren verhindern mußte, es vorzüglich verhindern mußte, daß den benachbarten Wenden, z. B. keine Waffen und Harnische zugeführt wurden. Diese Einrichtung und das damit zusammenhängende Hauptgeleite brachte Erfurt sehr in Aufnahme und Ansehen, und der dasige Handel gewann seitdem ungemein an Wichtigkeit und Lebhaftigkeit, obgleich nur Flachs, Wolle, Felle, Salz, Honig, Getreide und unter der Hand auch Leibeigene die Gegenstände waren, um die sich damal der Erfurtische und Thüringische Handel drehte. Da nun durch nichts auf der Welt die Kultur eines Landes und seiner Bewohner mehr befördert wird, als durch Handel und Verkehr, als durch Märkte und Messen, wo Menschen aus verschiedenen Gegenden und Reichen zusammen kommen, und mit den Waaren zugleich ihre Ideen und Erfahrungen gegen einander austauschen; so kann man sich leicht vorstellen, welchen wohlthätigen Einfluß Erfurt seit dem achten Jahrhundert auf das übrige Thüringen und seine Kulti-

virung geäussert, und welchen wichtigen Platz es von jeher unter allen thüringischen Oertern und Städten eingenommen habe. Schon dadurch trug Erfurt zu der allmäligen Umänderung der Dinge in Thüringen insgemein viel bey, daß sein Handel grosse Geldsummen in's Land zog, und daß die Thüringer mit dem Geld, der Seele des Luxus, bekannter wurden. Vorher mochte es noch wenig Geld unter den Thüringern geben, und die ersten Geldsorten waren durch die Bekanntschaft mit den Römern in ihre Hände gekommen. Daher war auch überall in Teutschland, selbst in Frankreich, die Münze auf römischen Fuß eingerichtet, und man rechnete theils nach Soliden oder Schillingen und Denarien *), theils nach Pfunden und Marken: so wie man sich auch gewöhnlich des römischen Maases und Gewichtes bediente. Daß übrigens dabey an unsere geldreichen Zeiten gar nicht zu denken ist, beweist z. B. die grosse Wohlfeilheit der Lebensmittel, vermöge welcher ein Scheffel Hafer mit einem Denar, d. h. mit etwa zwey Groschen und acht Pfennigen, ein Scheffel Gerste mit zwey Denarien, ein Scheffel Rocken mit drey Denarien und ein Scheffel Weitzen mit vier Denarien bezahlt wurde. Diese Fruchtpreise bestimmte Karl der Grosse auf einer Reichsversammlung im

*) Zwölf Denarien machten einen Schilling aus, und dieser betrug ungefähr zwey Gulden; 20 bis 22 Schillinge giengen auf ein Pfund Gold. Ein silberner Schilling glich also unserm Konventionsthaler, und ein goldener Schilling unserm Louisdor.

Jahr 794. So väterlich sorgte der grosse Karl, obgleich sein Leben fast aus einem einzigen Feldzug bestand, für seine weitläuftigen Staaten, und unter andern auch für unser Thüringen!

Gewiß ist vieles durch die Franken, vornämlich durch die Carolinger, in Thüringen geändert und verbessert worden, dieß läßt sich, laut des bisher darüber Gesagten, nicht läugnen, und es findet sich auch durch Zeugnisse der Geschichte hinlänglich bestättigt. In keine Vergleichung kommt aber das alles mit dem, was durch die christliche Religion in Thüringen gewirkt worden ist. Seitdem das Christenthum in diesem Land zu herrschen anfieng, wurde alles auf einmal wie ganz anders, bekam alles eine bessere und mildere Gestalt, gerieth alles unter einen höhern Einfluß, und es gewann nicht blos die höhere Geistes- und Verstandeskultur, nicht blos das Gesitte und der Charakter der Thüringer, sondern sogar auch die niedere Kultur ihres Landes.

Der Fleiß der ersten christlichen Religionslehrer, die aus frommer Schwärmerey ihre irdische Glückseligkeit dem Himmel aufopferten, hat manche waldigte und rauhe Gegend Thüringens in eine schöne und fruchtbare Landschaft umgeschaffen. Mönche, der Welt gleichsam abgestorben, und um Gott in der Stille dienen zu können, bauten sich auf öden Bergen und in traurigen Einöden an, und sahen sich deßhalb genöthigt, um dem Weltgetümmel auszuweichen, einige Mühlen, Backöfen, Gärten, Fischteiche u. d. gl. anzulegen; aus ihren Zel-

len und Klöstern mit den dabey befindlichen Werkstätten, Wirthschaftsgebäuden und Bauerhütten bildeten sich allmälig Dörfer, und in der Folge selbst mehrere Städte. Schon der grosse Bonifacius hat zur physischen Kultur unserer Länder vieles beygetragen. So verdankt ihm z. B. Ohrdruf sein Daseyn, und die ganze umliegende Gegend, daß sie urbar gemacht worden ist; denn ehe Bonifacius die Ohrdrufische Kirche gründete, war alles daselbst mit wilden Hecken und Sträuchen verwachsen. So war er es, der in das rauhe unwirthbare Buchenland durch die Abteyen Fulda und Hersfeld, die er stiftete und stiften half, zuerst einige Kultur brachte, und dadurch die Gemeinschaft des eigentlichen Thüringens mit den Mayn- und Rheingegenden ungemein erleichterte. So gab er sich alle Mühe, um die grossen Waldungen im Bisthum Würzburg auszurotten, und er ließ sich zu diesem Behuf vom Austrasischen Majordomus Karlmann das Vorrecht ertheilen, sogar Wenden in dieses Land als Ackerbauer und Kirchenzinsleute aufzunehmen, weil er nicht genug teutsche Pflanzenbürger dazu auftreiben konnte. Eben so wurden die grossen Ländereyen, die der Herzog Heden der Jüngere dem Erzbischof Williberd bey Arnstadt, Mühlberg und München schenkte, in Kurzem durch den Fleiß der christlichen Mönche und Missionäre in fruchtbare Aecker und Wiesen umgebildet, und dadurch zur Vermehrung der Bevölkerung, wie zur Erweiterung der Viehzucht, alles mögliche beygetragen. Mit einem

Wort, jedes Kloster, jedes Stift beförderte den Anbau des Landes, es zog Menschen herbey, und veranlaßte die Entstehung glücklicher Dorfschaften. Da nun überdieß die Geistlichen und die Mönche sich nicht scheuten, bey der Urbarmachung und Bearbeitung des Erdreichs selbst Hand mit anzulegen, sogar für die Vermehrung und Verbesserung der Viehzucht Sorge zu tragen: so erhöhte dieß ihre Nützlichkeit bis auf's Aeusserste, besonders deßhalb, weil ihr lobenswerthes Beyspiel am meisten dazu beytrug, daß das barbarische Vorurtheil der freyen und edlen Thüringer, als wenn der Ackerbau und die Viehzucht der Freyheit eines Menschen schimpflich wären, erst erschüttert, und in Kurzem zerstört wurde. Seitdem dieß der Fall war, nahm die physische Kultur und die Bevölkerung Thüringens schneller zu, und das Land sah aus wie umgeschaffen und veredelt.

Wäre durch das Christenthum in unsern Ländern auch weiter nichts bewirkt worden, als daß es die Landeskultur befördert hätte: so würde dieß schon die größte Verbindlichkeit uns auflegen, ihm immerwährenden Dank, ihm unverbrüchliche Hochachtung zu bezeigen. Allein noch weit mehr hat das Christenthum gethan, auch die höhere Kultur hat es ungewöhnlich befördert. Die ersten Geistlichen waren meist Fremde, und da sie alle aus kultivirten Ländern, z. B. aus Brittanien, und aus ordentlich eingerichteten Staaten kamen: so brachten sie höhere Kenntnisse, Einsichten und Erfahrungen mit, welche die Thüringer nicht besaßen,

und nicht besitzen konnten. Abgesehen davon, daß durch ihre Bedürfnisse und Anordnungen der Kunstfleiß in neue Bewegung gesezt wurde, daß ihre Kirchen und Klöster besser und regelmässiger gebaut waren, als die andern Gebäude des Landes, und daß sie, man kann sagen, zu Modellen für Palläste, Burgen, Schlösser und Festungen genommen wurden, daß durch die Religionsbücher, welche sie mitbrachten und verbreiteten, neue und mehrere Ideen in Umlauf geriethen, und daß, da sie alle Lateinisch geschrieben waren, die Thüringer mit der römischen Sprache, überhaupt mit dem Römischen bekannter wurden, daß sie die Verbindung Thüringens mit den westlichen und südlichen Ländern unsers Erdtheils, vorzüglich mit Italien, wenn nicht eröffneten, doch sehr verstärkten, und daß durch dieß alles Thüringen zur Theilnahme an den Vortheilen des eigentlichen Bürgerthums geleitet wurde — abgesehen von dem allen: so waren es die Geistlichen und die Mönche, welche durch die in ihren Klöstern angelegten Kirchen und Schulen den Unterricht des Volks und die Bildung der Jugend begannen, welche den Kindern das Lesen und Schreiben beybrachten, und diese höchst nützlichen Künste allgemeiner machten, welche den Verträgen beym Kauf und Verkauf und andern Dingen eine zweckmässigere Gestalt ertheilten, welche die unsinnigen Gebräuche des Heidenthums größtentheils vernichteten, und manchen dunkeln und unrichtigen Begriff von der Natur der Dinge aufklärten, welche das Rauhe und Tatarische in

der Lebensart der Thüringer merklich abschliffen, z. B. ihrem Geschmack am Pferdefleisch steuerten, welche, um es kurz zu sagen, alles thaten, was zur Tilgung der Barbarey, und dagegen zur Vermehrung der Menschlichkeit, der Sittlichkeit und der Anständigkeit abzweckte.

Geistliche und weltliche Macht vereinigte sich izt zur Bezähmung der rohen Gemüther, zur Milderung des heftigen Charakters der Thüringer. Kirchenbussen wurden verordnet, Bannstrahlen wurden geschleudert, Exkommunikationen wurden angewandt, um die Widerspenstigen zu zwingen, und sie an die Beobachtung der Vorschriften des Himmels, wie an die Gesetze der Obrigkeit zu gewöhnen. Die Grafen nebst den andern Beamten mußten auf höhern Befehl den Geistlichen bey ihren Bemühungen, Zucht und Ordnung in Thüringen einzuführen und zu befestigen, Hülfe leisten, und jeden Widerstand, den der heidnische Aberglaube, den die wilde Barbarey noch bisweilen that, mit dem Schwerdt zu Boden schlagen. Diese Unterstützung von Seiten der weltlichen Macht kam den Geistlichen sehr zu statten, und sie diente ihnen in der Folge dazu, sich eine Art von weltlicher, oder allgemeiner Gerichtsbarkeit zu verschaffen, welches ihnen um so mehr gelingen mußte, theils weil sie wegen ihrer höhern Einsichten und Kenntnisse häufig als Schiedsrichter zu Rath gezogen wurden, und theils weil ihnen in Kirchensachen ohnehin schon die Aufsicht über Geistliche und Weltliche zukam. Durch Ermächtigung dieses grossen Ansehens und

Einflusses kamen die Geistlichen in den Stand, alles, was in ihren Kräften war, zur Humanisirung und Civilisirung der rohen Thüringer und anderer Völker beyzutragen, und sich um die ewige, wie um die zeitliche Wohlfahrt ihrer Untergebenen, und damit zugleich um die ganze Nachkommenschaft derselben bis an's Ende der Welt verdient zu machen.

Wer freut sich nicht endlich, wenn er hört, daß die Geistlichen das Meiste zur Verminderung und Steuerung der Leibeigenschaft und Sklaverey in unsern Ländern beytrugen, indem sie den Grundsatz der christlichen Religion: „Daß es unrecht sey, seine Nebenmenschen als Leibeigene zu behandeln, und mit dem Vieh in einerley Klasse zu setzen, und daß man sich durch die Freymachung der Sklaven auf die Glückseligkeit des Himmels ein Recht erwerben könne," auf's nachdrücklichste predigten, und dem Adel einschärften? Dabey liessen es die Geistlichen nicht bewenden, sie benuzten auch alle Mittel, die zur Hemmung der Sklaverey dienen konnten. Daher machten sie auf ihren Gütern so viele Leibeigene zu Freygelassenen, als sie konnten, und gaben dem Adel darinn ein gutes Beyspiel; daher legten sie's vermögenden Bußfertigen auf, daß sie einen oder mehrere Leibeigene loskaufen mußten; daher suchten sie's auf alle Art zu verhindern, daß keine Leibeigene mehr aus dem Land verkauft werden möchten. Wirklich fruchteten auch die edeln Bemühungen der Geistlichkeit so

viel, daß noch vor dem Ende unserer zweyten Periode der Sklavenhandel in Thüringen und in Sachsen ziemlich nachließ, statt daß vorher ganze Heerden und Schiffsladungen Leibeigener in fremde Länder zum Verkauf ausgeführt wurden. Jener Lehre des Christenthums von der Gleichheit aller Menschen vor Gott, und dem rühmlichen Eifer der Geistlichen, sie nicht blos zu lehren, sondern auch ins Werk zu setzen, verdankten es also die armen Leibeigenen und Bauern dieser Zeiten, daß ihr Zustand erträglicher wurde, und daß viele von ihnen der Sklaverey sich entwinden, selbst in den geistlichen Stand treten konnten, worinn sie sich oft in Kurzem über ihre vorigen Herren weit empor schwangen. Die fränkische Regierung hinderte auch weder die Bemühungen der Geistlichkeit zum Besten der Leibeigenen, noch den Uebertritt vieler derselben in den geistlichen Stand so wenig, daß vielmehr der Kaiser Ludewig der Fromme verordnete: „Ein jeder Leibeigener, der so viel Verstand und Einsicht besässe, in den geistl. Orden treten zu können, sollte vorher frey gelassen, und dann erst eingeweiht werden.“ Eine solche Verordnung mußte nothwendig immer mehrere Leibeigene reitzen, ihrem Zustand zu entgehen, und an die Geistlichkeit sich anzuschliessen. Die dadurch verursachte grosse Vermehrung des Klerus, und die immer abnehmende Schwierigkeit der Leibeigenen, sich zu halb freyen und ganz freyen Menschen zu erheben: so wie das Beyspiel der Geistlichen, die Bauern bey ihren Klöstern und

auf ihren Gütern anders und besser zu behandeln, als sie in den Dörfern des höhern und niedern Adels behandelt wurden — dieß und mehreres schlug endlich zu einem grossen Resultat zusammen, und half vorzüglich eine neue Klasse von Staatsgliedern, half den Mittelstand, oder den Bürgerstand erschaffen, wodurch die von den Geistlichen gepredigte höhere Ordnung der Dinge größtentheils verwirklicht wurde. Denn theils der mildern Behandlung und des geringern Frohndienstes wegen, theils der grössern Sicherheit wegen, nahmen immer mehrere Leibeigene, selbst freye Personen niedern Standes zu den Mauern der Klöster und in ihre Gebiete Zuflucht, bauten sich da an, und verursachten auf die Art, daß mehrere Dörfer, wo reiche Klöster und angesehene Stiftskirchen standen, sich gar bald in Flecken und Städte verwandelten, deren Aufnahme die kaiserlichen Marktfreyheiten, die Münzprivilegien, die Zollstätten beschleunigten. Dieß gieng um so leichter, da gleich anfangs die kirchlichen Feierlichkeiten, die grossen Messen an Festen und Gedächtnißtagen eines Apostels oder Heiligen, und die damit verbundenen Menschenversammlungen von Vielen zum Kauf und Verkauf, oder zum Marktverkehr benuzt worden waren, in welchem Umstand auch die Ursache lag, daß man in der Folge, wie noch immer, grosse Märkte Messen nannte.

Die Geistlichen, die christlichen Religionslehrer, waren es also, die im frühen Mittelalter den harten Zustand der Leibeigenschaft und der Sklaverey in unsern Ländern auf alle Weise zu mildern suchten,

und wirklich milderten! Die Geistlichen waren es also, welche die in unserer Zone bisher bestandene und noch bestehende Ordnung der Dinge vorzüglich begründeten und befestigten! Die Geistlichen waren es also, welche uns die Wege zur höhern Kultur, zu den Künsten und Wissenschaften, zu den Ideen und Schätzen des orientalischen, wie des griechischen und römischen Alterthums, welche uns die Bahn zum Himmel, den Weg zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt gezeigt und eröffnet haben! — Wie äusserst wohlthätig und verdient haben sich daher die Geistlichen, die Lehrer des Christenthums um unsere Länder und deren Bewohner gemacht! Wie viel Dank und Verbindlichkeit sind daher auch wir, als Nachkömmlinge unsrer alten Vorfahren, den christlichen Lehrern schuldig! Kann man es bey diesem Gang und Stand der Dinge nun wohl anders, als Unsinn und Frevel nennen, wenn von der Entbehrlichkeit und Nutzlosigkeit der christlichen Religion geredet und geschrieben wird? Unmöglich. Gewiß gleichen wir noch Barbaren und Halbmenschen, wenn das Christenthum mit seinen Lehrern uns und unsern Vorfahren nicht zu Hülfe gekommen wäre. Und gewiß, gewiß entarten wir oder unsere Nachkommen wieder zu Barbaren und Halbmenschen, wenn die christliche Religion mit ihren Predigern unsern Ländern entzogen werden sollte. Doch kann eine Religion vergehen, die unter allen Zonen am schnellsten eine gewisse Bildung der Menschheit bewirkte?

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Nachschrift.

Die Quellen und Schriften, deren ich mich bey Abfassung dieses Versuchs einer thüringischen Volksgeschichte bedient habe, werde ich, aus mancherley Ursachen, erst in der Folge angeben, wenn diese Arbeit den Beyfall des Publikums findet, und weiter fortgeschritten ist. Vor izt mag die Versicherung genug seyn, daß die vorliegenden Bogen ein mühsames Studium der besten Quellen und Schriften für die thüringische Geschichte zum Grund haben.

Uebrigens glaubt der Verfasser, daß diese Geschichte pragmatisch dargestellt ist, das heißt, so, daß man deutlich sieht, wie sich in Thüringen alles nach einander und aus einander entwickelt hat; so wie sie chronikmässig abgefaßt wäre, wenn alle Arbeit darin bestanden hätte, daß die Fakta aus Schriften gelesen, und paragraphenweise, oder ohne gehörige Verbindung und Aufeinanderfolge hingestellt worden wären. Jenes ist sehr schwer, selbst dann noch, wenn schon gute Werke über die Geschichte eines Landes und Volks vorgefunden werden. Auch hält es der Verfasser, wo möglich, mehr mit den innern Begebenheiten eines Volkes, als mit den äussern, um den Gang der Kultur und Kunst, oder der Vernunft und Menschheit desto besser zur Ansicht zu bringen. Was helfen doch alle Erzählungen von Kriegen und Schlachten, von Eroberungen, kühnen Unternehmungen, und denen, die dabey an der Spitze standen, wenn das Innere, d. h. die Geschichte des Volks und des Landes selbst vernachlässigt, oder nur ganz leicht und oberflächlich behandelt wird? Dieß ist wenigstens die Meynung des Verfassers, und darnach wird er auch die thüringische Geschichte in dem zweyten Bändchen fortsetzen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schinne

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynig, Johann Gottlob,

Thüringische Volksgeschichte

Nürnberg u.a. 1805

Germ.sp. 209 q
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10019495-8